

#NOLLO

Magazin für freiwillige Selbstentgrenzung

Sonderausgabe zum Erich Mühsam Fest 2014

Das Prinzip Nolo

Erich Mühsam zum 80. Jahrestag seiner Ermordung

von Markus Liske und Manja Präkels

Es ist nicht möglich, Leben und Werk Erich Mühsams getrennt voneinander zu betrachten. Der schüttelreimende Kabarettist lässt sich ebenso wenig vom staatsfeindlichen Freigeist trennen, wie der melancholische Poet vom politischen Häftling, der anarchistische Agitator nicht vom lebenslustigen Erotomanen und der Dramatiker nicht vom handelnden Revolutionär. Selbst Mühsams langsames und qualvolles Sterben als eines der ersten Opfer der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie war kein bitterer Zufall. Denn er wurde nicht vorrangig seiner jüdischen Herkunft wegen ermordet, wie so viele nach ihm, sondern als Anarchist und Autor jenes umfangreichen Werkes, das er uns hinterlassen hat, ein Werk, das weder im unverwechselbaren Sound und Witz seiner Sprache noch in seinen emanzipatorischen Inhalten an Aktualität verloren hat. Mühsams Kernthemen waren unbeschränkte Freiheit im Leben und Denken sowie der Kampf „für Gerechtigkeit und Kultur“. Zwar entwickelte sich seine politische Weltsicht mit den gesellschaftlichen Brüchen, die er erlebte, aber zum revolutionären Anarchisten wurde er nicht erst mit den Jahren, er war es von Anfang an. Und dafür gab es gute Gründe.

Als Mühsam am 6. April 1878 als Sohn eines jüdischen Apothekers in Berlin geboren wurde, war das deutsche Kaiserreich erst sieben Jahre alt, der entscheidende Grundstein für zwei Weltkriege und das Grauen der Nazi-herrschaft somit gerade erst gelegt. In der Gründung dieses Reiches hatten sich die Träume des deutschen Bürgertums erfüllt, dessen Mehrheitshaltung sich nach der gescheiterten Revolution von 1848/49 zunehmend konservativ-nationalistisch und antisemitisch ausprägte. Noch in Mühsams Geburtsjahr wurde Bismarcks „Sozialistengesetz“ verabschiedet, das zur Aufspaltung der Sozialdemokratie in die spätere SPD einerseits, und die sogenannten Linksozialisten bzw. Anarchisten andererseits führte. Vorrangiges Ziel der Ersteren wurde es, um nahezu jeden ideologischen Preis als Partei in den Reichstag zurückzukehren und dort staatsstreu wirken zu dürfen. Letztere blieben von der Notwendigkeit einer radikalen gesellschaftlichen Neugestaltung überzeugt, die über die Teilnahme am Parlamentarismus nicht zu erreichen sei. Das war auch Mühsams Haltung und scheint sie bereits in jungen Jahren gewesen zu sein. Zumindest wurde der angehende Schriftsteller schon als Siebzehnjähriger wegen „sozialistischer Umtriebe“ vom angesehenen Lübecker Gymnasium Katharineum verwiesen.



Sich den Anweisungen seines Vaters widderstrebend fügend, absolvierte er dann noch in Parchim die Mittlere Reife und anschließend eine Apothekerausbildung, aber als er 1900 nach Berlin kam, geschah das bereits in der festen Absicht, fortan als freier Schriftsteller zu leben. Mit diesem Beruf verband Mühsam allerdings nie die Vorstellung eines weltabgewandt-schöngeistigen Künstlertums, sondern

vor allem den Wunsch, politisch zu wirken und die Welt zu verändern. Seine Motivation, ja, sein ganzes Programm, dem er lebenslang treu bleiben sollte, verkündete er bereits 1902 in der anarchistischen Zeitschrift Der arme Teufel. Darin heißt es: „Nolo will ich mich nennen – nolo: Ich will nicht! Nein, ich will in der Tat nicht! Nein, ich will nicht mehr all die unnötigen Leiden sehn, deren die Welt so

übertoll ist; mich all den Torheiten fügen, die uns die Freude rauben und das Glück; in all den Ketten hängen, die unsere Füße hindern auszuschreiten und unsere Hände zuzugreifen. Ich will nicht mehr mit ansehen, wie ungerecht und chaotisch des Lebens höchste Güter – Kunst und Wissen, Arbeit und Genuss, Liebe und Erkenntnis – verstreut liegen. Ich will nicht mehr – nolo!“

Dieser Haltung blieb Mühsam durch alle Zeitläufte treu. Sie findet sich bei dem auf Pump durch Europa reisenden Bohemien und Apologeten der „freien Liebe“ nicht weniger, als beim Agitator der frühen Münchner Jahre, der versucht, unter dem Titel „Gruppe Tat“ Zuhälter, Huren und Stricher mit Unmengen Freibier für die Sache der Revolution zu gewinnen. Und nach Beginn des Ersten Weltkriegs, als Mühsam praktisch nicht mehr publizieren kann, verlagert sich sein Engagement vollständig in die konspirativ-politische Sphäre, hin zu „unterirdischen Verbindungen“, wie er es nannte. Folgerichtig steht er im Herbst 1918 dann auf den Barrikaden, wo er (zumindest nach eigener Behauptung) am 06. November als Erster die Revolution ausruft, zu deren führenden Köpfen er bis zu seiner Verhaftung am 13. April 1919 gehören sollte.

Obgleich der kurze Traum der Münchener Räterepublik inzwischen weitgehend in Vergessenheit geraten ist und den meisten Menschen zu Erich Mühsam wenig mehr einfällt als das lustige Gedicht vom „Revoluzzer“, sind sein Andenken und sein Werk doch bis heute lebendig geblieben. Dabei sind sich selbst besessene Mühsamianer in der Regel einig, dass „der Erich“ weder der weltgrößte Dichter oder Dramatiker noch gar ein brillanter Theoretiker des Anarchismus war.

Was also ist es, das sein Werk so wichtig macht? Zum einen ist es der Mensch Mühsam, der in jeder Zeile dieses Werkes lebendig wird, der schon zu Lebzeiten eine ungeheure Anziehungskraft entfaltete und dessen bloße Existenz bis heute inspirierend wirkt. Bereits in jungen Jahren wurde er zum Gesicht erst der Berliner dann der Münchener Boheme, gern fotografierter und karikiert Prototyp des Kaffeehausliteraten und Bürgerschrecks, dabei stets in engem intellektuellen Austausch mit fast allen literarischen Persönlichkeiten seiner Zeit. Man könnte ein Buch füllen mit den schriftlichen Erinnerungen seiner Zeitgenossen an ihn, die, zuweilen garniert mit einem schmunzelnden „Ach, der Mühsam!“, meist geprägt sind von tiefem Respekt oder Bewunderung für sein Engagement insbesondere für das sogenannte Lumpenproletariat sowie seine konsequent an den eigenen Idealen ausgerichtete Lebens-

führung. Der Schriftsteller Martin Andersen Nexö formuliert es so: „Wie die Zukunft aussehen müsse, damit sie allen ein menschliches Dasein böte, wusste Erich Mühsam nicht; in revolutionärer Politik war er ein Kind. Aber unbewusst hatten er und Zenzl sich eine Welt geschaffen, in der man die Luft einer neuen Zeit schon atmete.“

Zum anderen liegt die Bedeutung von Mühsams Werk eben darin, dass hier die Literatur niemals Selbstzweck, sondern Ausdrucksform einer klaren politischen Haltung ist, womit Mühsam Anfang des 20. Jahrhunderts allerdings keineswegs allein stand. Es gab eine ganze Reihe linkssozialistischer Zeitschriften, die sich gleichermaßen Literatur und Politik verschrieben hatten, und die Münchener Räterepublik ging nicht zu Unrecht als „Literaten-Revolution“ in die Geschichte ein. Neben Mühsam waren auch Schriftsteller wie Ernst Toller, der Herausgeber der Zeitschrift „Der Ziegelbrenner“ Ret Marut, Oskar Maria Graf und Mühsams eigens aus Berlin angereister Mentor Gustav Landauer daran beteiligt. Selbst der Lyriker Rainer Maria Rilke versuchte sich in jener Zeit an politischer Prosa. Mit der blutigen Zerschlagung der Räterepublik durch die von der neuen SPD-Re-

„Nolo will ich mich nennen – nolo: ich will nicht! Nein, ich will in der Tat nicht! Nein, ich will nicht mehr all die unnötigen Leiden sehn, deren die Welt so übervoll ist; mich all den Torheiten fügen, die uns die Freude rauben; das Glück in all den Ketten hängen, die unsere Füße hindern, auszusprechen, und unsere Hände, zuzugreifen. Ich will nicht mehr mit ansehen, wie ungerrecht und chaotisch des Lebens höchste Güter – Kunst und Wissen, Arbeit und Genuss, Liebe und Erkenntnis – verstreut liegen. Ich will nicht mehr – nolo!“

Lindern will ich die Leiden und sprengen die Fesseln, soweit meiner Sprache Kraft reicht. Doch nicht zu euch rede ich, die ihr euch sonnt im Glanze derer, welche den andern das Licht abfangen; – nicht zu euch, die ihr die Füße küsst, die euch treten; sondern zu euch, die ihr Abscheu und Ekel davor empfindet, die ihr gleich mir ausruft: Nolo – ich will das alles nicht mehr sehn, nicht mehr dulden.“

Erich Mühsam, 1902

Als Mühsam im Dezember 1924 aus der Festungshaft entlassen wurde, fand er eine veränderte Welt vor. Die Schnittstelle von Literatur und Politik wurde nun von eher bürgerlichen Autoren wie Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky besetzt, und obwohl er sich bei Proletariat, Subproletariat und politischen Gefangenen weiterhin großer Beliebtheit er-

de Behauptung, Mühsam habe die Weimarer Republik „nicht verstanden“, falsch. Richtig ist, dass er sie ablehnte, aber verstanden hat er sie vielleicht besser als die meisten anderen. Für Mühsam war dieses Staatsgebilde nur ein haltloses Konstrukt, ein bizarres Zwischenspiel in einer unvollendeten Revolution, die entweder doch noch abgesclos-

Analytiker wie Kraus. Aber die Begeisterungsfähigkeit, die Liebe und der Zorn, von denen seine Texte durchtränkt sind, haben diese schon zu seinen Lebzeiten einzigartig gemacht und wirken bis heute. Er war kein Theoretiker, sondern Propagandist einer besseren Welt, und in diesem Metier war er unschlagbar, gerade weil er sich keinen Direktiven oder strategischen Erwägungen unterordnen konnte. Genau daraus bestand seine Glaubwürdigkeit. Schaut man dagegen auf die aktuelle Literaturlandschaft, die politischen Äußerungen moderner Literaten, die sich – sofern sie überhaupt stattfinden – meist getreulich innerhalb eines staatsbürgerlichen Status quo oder im Rahmen linker Gesinnungsmoden inklusive der zugehörigen sprachlichen Dogmen bewegen, möchte man manchmal ausrufen: „Wo ist Nolo?“

Wesenskern von Mühsams Nolo-Prinzip war es nicht nur, bestehende Systeme zu verneinen, sondern auch, mit allen in Austausch zu treten, deren Engagement auf die Errichtung einer wie auch immer gearteten besseren Welt zielte, und dabei gleichzeitig den eigenen Positionen treu zu bleiben. Unnötig zu sagen, dass dieser selbstbewusste Ansatz, der noch heute die meisten Menschen überfordert, zu Mühsams Lebzeiten bedeutete, unter dauerhafter existentieller Bedrohung zu

Mit Erich Mühsams Tod begann für seine Frau Kreszentia (Zenzl) Mühsam ein lebenslanger Kampf um das Andenken ihres Mannes, wobei sie sich in jeder Hinsicht als würdige Nachlassverwalterin erwies. Auch sie wurde vom Nazi-Regime verfolgt, und auch sie musste sich gleichermaßen Vereinnahmungsversuchen der Kommunisten und Kontaktschuldvorwürfen der Anarchisten erwehren. Mangels Alternativen floh sie schließlich in die Sowjetunion, wo sie wenig später denunziert wurde und Lubjanka, Arbeitslager und Verbannung zu überstehen hatte, bevor sie, 19 Jahre später, in die DDR ausreisen durfte. Dort ertrug sie es stoisch, dass man sie als „unsichere Kantonistin“ unter Aufsicht stellte, hielt sich sogar an die unmenschliche „Empfehlung“, dem Grab ihres Mannes in West-Berlin fernzubleiben und schrieb betont herzliche Briefe an eben jenen Wilhelm Pieck, der sie seinerzeit in Moskau als terroristische „Trotzkistin“ ans Messer geliefert hatte – alles nur, damit Mühsams Werke wieder gedruckt werden konnten. Erst 1962, auf dem Totenbett, gab die achtundsiebzigjährige Zenzl widerstrebend die Urheberrechte aus der Hand. Vor allen anderen, die sich nach 1945 für Mühsams literarischen Nachlass eingesetzt haben, ist es ihr zu verdanken, dass sein Prinzip Nolo noch heute erfahrbar ist – als Anleitung zum konsequenten



Konkurrenz zum Prinzip „Nolo“: Prinzip „Prolo“ (links) und Prinzip „Yolo“ (rechts)



gierung in Berlin entsandten Truppen jedoch endete der Einfluss der von Freiheitsgedanken getriebenen Künstler auf die realen politischen Verhältnisse. Landauer wurde bestialisch ermordet. Marut floh, um wenig später in Mexiko zu B. Traven zu werden. Toller, Mühsam und zeitweilig auch Graf verschwanden hinter Gefängnismauern. Gleichzeitig erhob die neugegründete KPD einen revolutionären Alleinvertretungsanspruch, und ihre von Moskau vorgegebenen Parteidirektiven ließen keinen Raum mehr für anarchistische Poeten.

freute, blieben seine anarchistischen Positionen fortan ohne nennenswerten Einfluss auf kulturelle Debatten. Wie groß Mühsams Verzweiflung über diese politische und intellektuelle Isolation war, belegt sein Aufruf „Wo ist der Ziegelbrenner?“, den er 1927 in „Fanal“ veröffentlichte. Da heißt es: „Weiß keiner der Leser des Fanal, wo der Ziegelbrenner geblieben ist? Ret Marut, Genosse, Freund, Kampfgefährte, Mensch, melde dich, rege dich, gib ein Zeichen, dass du lebst, dass du der Ziegelbrenner geblieben bist, dass dein Herz nicht verbonzt, dein Hirn nicht verkalkt, dein Arm nicht lahm, dein Finger nicht klamm geworden ist.“ Dennoch ist die häufig zu lesen-

sen oder andernfalls zwangsläufig durch den Faschismus beendet werden würde. Die Geschichte hat ihm leider recht gegeben.

Wer heute durch Mühsams Zeitschriften „Kain“ und „Fanal“ blättert, auch durch Karl Kraus' „Fakkel“ oder Ret Maruts „Ziegelbrenner“, der steht verwundert vor den freien Geistern, die sich darin offenbaren, vor ihrer Selbstgewissheit im Querdenken, ihrer literarischen Formulierungskunst und der Unbestechlichkeit ihrer Überzeugung gegen alle Widerstände. Mühsam war dabei mit Sicherheit kein so fesselnder Erzähler wie es B. Traven werden sollte, kein so präziser

leben. So isolierte ihn die KPD während der Festungshaft, nachdem er – als unbeirrbarer Verächter des Parlamentarismus – es abgelehnt hatte, für die Partei zu kandidieren. Aus dem anarchistischen Spektrum dagegen wurde ihm wegen seiner grundsätzlichen Kontaktbereitschaft zur KPD zeitweilig sogar das Recht aberkannt, sich weiterhin als Anarchist zu bezeichnen. Gleichzeitig konnte seine isolierte Position in der Linken nichts daran ändern, dass er auf den schwarzen Listen der Nationalsozialisten einen prominenten Platz einnahm, folgerichtig am Tag nach dem Reichstagsbrand verhaftet und schließlich nach anderthalbjähriger Folter ermordet wurde.

Selberdenken und Mutmacher gegen alle gesellschaftlichen und szenedogmatischen Widerstände. Mag man auch nicht mit allen Positionen Erich Mühsams einverstanden sein, die Haltung, die ihnen zugrunde liegt, ist heute so nötig wie damals. So sollten wir diesen Satz verstehen: „Menschen lasst die Toten ruhn / und erfüllt ihr Hoffen!“

Markus Liske und Manja Präkels sind Herausgeber des gerade erschienenen Erich Mühsam-Lesebuchs „Das seid ihr Hunde wert!“, Verbrecher Verlag Berlin, ISBN 978-3-943167-84-9. Mit ihrer Band DER SINGENDE TRESEN haben sie zudem einige der Texte neu vertont. Die CD „Mühsam-Blues“ erscheint zum Todestag des Dichters auf Setalight Records.

Musik, Begehren und Anarchismus

von Konstanze Kriese

Die Grenzen meines Körpers sind die Grenzen meines Ichs. Die Hautoberfläche schließt mich ab gegen die fremde Welt: auf ihr darf ich, wenn ich Vertrauen haben soll, nur zu spüren bekommen, was ich spüren will

Jean Améry

Im Sommer 1984. Längst war mir bekannt, dass Hegel, wenn er über Musik schrieb, in seiner Ästhetik, meinem zweiten Hauptfach, also in der Theorie, den Beethoven vor seinem geistigen Auge sah. Dies war insofern durchaus erstaunlich, denn dessen Musik erzeugte zu seiner Zeit noch rei-

henweise Herz-Rhythmusstörungen und Ohnmachtsanfälle, wenn sie in kleinen Salons erklang. Vielleicht war auch deren Interpretation beim Spiel nach Noten eigenwillig. Das werden wir nicht mehr herausfinden. Tonaufnahmen waren noch nicht erfunden. Jedenfalls waren diese hochstrukturierten Kompositionen von Hegel in den philosophischen Theorien als Musik geadelt. Schrieb der große Philosoph allerdings Briefe nach daheim, dann war es nicht Beethoven, sondern Rossini, waren es die lieblichen Stimmen manch attraktiver Sängerinnen, die ihn zu freundvollen Beschreibungen hinrissen. Die Musik, von der er meinte, dass sie in seinem Koordinatensystem der Welt wahre Musik sei, unterschied sich demnach gravierend von dem, was der große He-

gel gern hörte, was sein Ohr erreichte und sein Herz berührte.

Viel Wunderliches dieser Art hatte ich in der sinnlichsten aller Geschichten, der Geschichte des Musiktheaters schon geschilbert bekommen und für immer – klanglich gesättigt – zum Weitergrübeln aufgesogen. An einem sonnigen Vorlesungstag, der Professor hieß Gerd Rienacker, wurde gerade Franz Lehars Industriebetrieb zur Erschaffung vernünftiger Operetten und populärer Melodien zum Klingen gebracht. Das musikalische 20. Jahrhundert war noch jung, kannte noch keine massenhaften Rückkopplungen und Mephisto hatte, wie in Thomas Manns Zauberberg geschehen, der Menschheit noch nicht einmal die Zwölftonmusik vermacht.

Dicht gedrängt atmeten vierzig Studentinnen und Studenten in einem, für ungefähr zwanzig Orchideenfächler ausgelegten Raum. Der freundliche Würfel besaß die abwaschbare Freundlichkeit eines modernen Klassenzimmers. Der einzige Gegenstand, der die Raumanmutung subversiv, ja beinahe dekadent durchbrach, war ein weißes Klavier. Es wurde von dem, der gerade die Welt eines modernen arbeitsteiligen nahezu industriellen Theaterbetriebes beschwor, vom Musiktheaterprofessor höchst selbst, aufgeklappt und vollends in Besitz genommen. Samt einer süßlichen Säuselnd imitierenden Stimme hämmerte er sich und die verbliebenen frischen Luftschichten in alle Wiener Walzer dieser Welt. Es war nicht schwer uns selig grinsend zu wecken und im

Dreivierteltakt zu vereinnahmen. Es amüsierte uns, wie glasklar und durchsichtig er diese breitflächigen, gesellschaftlich längst akzeptierten, Walzer spielte. Das klang so gar nicht nach Lehar, sondern erinnerte eher an Bach, der sich gerade verzweifelt Gott zuwandte, weil er seine Schöpfung so ohnmächtig vor einem Dreivierteltakt dahinschmelzen sah. Immerhin wurden Walzer zu Zeiten ihres Aufkommens heftig bekämpft, weil sie offenbar ganz „niedere“ Verlockungen und Verdrehungen der menschlichen Seele anzustiften wussten.

Wir erschrakten just in dem Moment, als der Klavierdeckel zurück auf die vor Begehren zitternden Finger knallte. Es schmerzte. Ganz sicher. Alle SM-Spiele erschienen uns gegen diesen magischen musikalischen

schen Fetisch, das selbsttätig hämmernde und zuschappende Klavier, wie ein zart angedeutetes Rollenversprechen ohne ernsthaften Erregungsfaktor. Die Macht der Musik war in diesem Moment eindeutig stärker als all unsere abrufbaren erotischen Fantasien.

Der Vorlesende holte tief Luft und konfrontierte eher sich als uns mit folgenden glühenden Überlegungen: „Haben sie dieses Schwingen, dieses Ein- und Ausschwingen, dieses Ba dam-pam-pam, pam-pam-pam, pam-pam-pam, pam-pam-pam... ba da di da da di da da, wui, wui-wui, ui-ui, ui-ui... gehört? Da weiß man doch schon, dass die Geschichte der Notation ein historischer Sonderfall innerhalb Europas war und dass ich überhaupt nicht sagen kann, wie ich aus der Perspektive einer marxistischen Musikwissenschaft einen Schuss Romantik beschreiben soll!“ Die Stimme schwoll noch lauter als während des satyrartigen Gesangs an. „Dieses ganze kategoriale Gebäude ist doch völlig untauglich, für alles, was da passiert, vom Ein- und Ausschwingen bis zur Revolution und wenn es erst einmal die innermusikalische sei ...“¹

Schweigen im Raum.

Nie mehr habe ich Musikhören, lebendige Theoriebildung und die dazugehörigen Irrungen und Wirrungen und das sinnlichste Begehren in einem öffentlichen Raum der Bildung so nah beieinander erlebt.

Text fragt sie mit Blick auf die Verurteilungen von homosexuellen Männern nach dem § 175, von denen Frauen formal ausgenommen waren: „Und was ist die Verbindung von körperlichem Begehrensformen, psychischem Verhalten und Sozialbild? Das Bundesverfassungsgericht meint(e): ‚Die kulturelle Aufgabe, Lustgewinn und die Bereitschaft zur Verantwortung zu verbinden, wird von dem männlichen Sexualverhalten extrem häufiger ... verfehlt als von dem weiblichen.‘ Mal abgesehen von der Komik der biologistisch-essentialistischen Überzeugung, männliche Sexualität sei per se verantwortungslos und sozial ‚verfehlt‘, verfestigt sich hier implizit die Sicht der männlich-aktiv-lustvollen Ungezügeltigkeit und der weiblich-lustlosen Pflichtschuldigkeit.“ (Emcke; 117)

Es ist offenbar noch nicht so lange her, dass einerseits ein Lustempfinden von Männern, während sie gefickt werden, als staatsgefährdend eingestuft wurde. Und andererseits scheint sich noch zäher zu halten, dass weibliches Begehren gar nicht existiert. Deshalb war es biopolitisch unnötig, ein kulturelles oder juristisches Verbot lesbischer Beziehungen in die öffentlichen Debatten einzuschreiben. So konstatier-

„Spiel nur, lustiger Musikante, spielst du auch verkehrt. Wer sein bisschen Glück nicht bannte, war sein Glück nicht wert.“

Streiche nur den Fiedelbogen über deinen Bass.

Wem sein bisschen Glück verfliegen, merkt, dass er's besaß.

Fiedle, dass die Saiten springen samt dem Instrument.

Glück lässt sich nicht wiederbringen, wenn's von dannen rennt.“

Erich Mühsam, 1914

lieben auffährt, mit Beschreibungen von Gemeinsamkeiten oder Ähnlichkeiten, immer nur nachgeschobene Gründe bleiben, nur Illustrationen oder Symptome der Liebe, so wie die Liebe im Kern grundlos bleibt, eben weil sie geschieht, weil sie einen einnimmt, weil sie den Grund in sich selbst trägt, mit sprachloser Evidenz, so ist dieser Glaube. Wie Liebe oder Musikalität ist diese Vertrautheit mit dem Unsichtbaren ein Geschenk, das sich nicht fordern oder ablehnen lässt.“ (Emcke; 66)

anarchistischen Traditionen öfter zu finden sind, als in anderen Denktraditionen, die dem linken Spektrum zuzurechnen sind. In der sozialen Frage des 19. Jahrhunderts wurde sich besonders an den tatsächlich neu entstandenen lohnarbeitszentrierten Verteilungskonflikten abgearbeitet. So wurde tendenziell Gleichheit und Solidarität, im alten Gewand der Brüderlichkeit, über den Freiheitsanspruch gestellt, wie er mit der französischen Revolution, natürlich Frauen und Sklaven abschließend, formuliert wurde. In dieser reduzierten Befreiungsidee steckte damit auch der Nährboden für alle staatssozialistischen Theorie- und Praxisgebilde. Die Freiheit wurde hingegen Künstlerinnen oder bürgerlichen Philosophen überlassen und inzwischen sogar an die politischen Strategen des Neoliberalismus verschenkt.

Damit standen Familienbeziehungen, Nord-Süd-Konflikte, Geschlechterbeziehungen, Naturausbeutung und Biopolitik lange Zeit außerhalb der Befreiungsideen, obwohl die Entzauberung aller Verhältnisse, nicht nur der ökonomischen, in Marx' Manifest als Akt der Befreiung, als wunderbare Tat der großen bürgerlichen Revolution, gebührend besungen wurde. Es sollte noch mindestens ein halbes Jahrhundert dauern, bis eine, die Ratio überwinden-

markt, und dies ist heute durchaus noch ein reich beschwiegenes Thema, ist kaum Platz für die Entdeckung des eigenen Begehrens. Unter diesem Blickwinkel bekommen alte Forderungen nach ökonomischer Unabhängigkeit aller Geschlechter eine völlig andere Bedeutung. In den eher lebensweltlichen denn arbeitszentrierten anarchistischen Ansätzen sind sicher noch einige Schätze zu heben, denn die hier behauptete Entdeckung des Begehrens aus dem Geiste der Musik ist womöglich politischer, produktiver und gesellschaftlich eruptiver als manch verteilungspolitische Sozialcharta.

Fußnoten

1 Gerd Rienäcker möge mir verzeihen, wenn er etwas völlig anderes gesagt, gedacht und gemeint hatte. Es liegt genau 30 Jahre zurück.

2 Emcke, Carolin: *Wie wir begehren*, Frankfurt a M, 2013.

3 Auf die hegemoniale und staatlich verfolgte binäre Geschlechterkonstruktion wird hier nicht weiter eingegangen, obwohl sie gleichfalls Vieles unsichtbar macht, was Menschen in Qualen und Nöte treibt.

4 Emma Goldman, amerikanische Anarchistin, Feministin und Friedensaktivistin (1869 – 1940) galt in den USA als gefährliche politische Aktivistin, bekannt durch Reden und Schriften und aus dem Umfeld von Alexander Berkman und Johann Most. Sie propagierte die freie Liebe, ihre Briefe lassen sie durchaus bisexuell erscheinen. Sie setzte sich u. a. kritisch



Rhythmische und doch anarchische Bewegungen sind deutlich erkennbar. Das Begehren hingegen ist diskret.

2 Winter 2014. Erst kürzlich bekam ich ein kleines Bändchen von Carolin Emcke² geschenkt. Es enthält eine radikale Abhandlung über Musik, Liebe und Freiheit, die mich an all meine Hörerfahrungen und Erschütterungen durch Musik erinnerte, aber nicht nur daran. Zwar verhandelt sie im Ausgangspunkt nicht diese physische Dichtigkeit von Schmerz und Klang, wie im eingangs beschriebenen Vorlesungsereignis, dafür schichtete die Autorin eine diachrone Erfahrung, eine Art biografisches Crescendo auf, in dem wie bei der Komposition einer Sinfonie, die Entstehung unseres Begehrens hinterfragt wird. Es geht um die Entdeckung des sich ändernden Begehrens jenseits von Normen und medialen Bildern. Und es geht um das verordnete Schweigen und die normierte Blindheit gegenüber unserem Eros, da seine Erweckung, wie kann es anders sein, nie außerhalb aller sozialen Konstruktionen geschieht. Für einen ihrer Mitschüler endete diese unmittelbare wie universale Erfahrung mit sich selbst, die Entdeckung des eigenen Begehrens, im Selbstmord. Die Vertrautheit mit dem Unsichtbaren in uns wurde zur tödlichen Begegnung mit der Welt statt zur befreienden Offenbarung mit sich selbst.

Es war, wie sie selbst feststellen konnte, schließlich die Musik, die ihr, der Autorin, das Überleben in einer homophoben Welt sicherte, die ihr die Räume öffnete, dem eigenen, sich wandelnden, Begehren zu begegnen ohne daran zu zweifeln. Im Gegenteil. Mitten im

te Emcke trocken: „Weibliche Subjektivität, weiblicher Eros, entkoppelt vom Begehren des Mannes, losgelöst von den Bindungsnoten einer bürgerlichen Familie, das tauchte nicht auf. Eine ‚unverantwortliche‘, promiske weibliche Sexualität, die sich ausleben will, begehren nur um des Begehrens willen, das musste nicht einmal tabuisiert werden, weil es niemand auch nur denken konnte.“ Und wir sprechen hier von einer Zeit, die über die sogenannte sexuelle Revolution der 1960er Heteromänner längst hinweggegangen war und eher das Jahr der eingangs beschriebenen Begegnung mit dem manisch intonierten Vorlesungswalzer umkreiste.³

Emcke entwirft einen Dreiklang von Musik, Liebe und bedingungsloser Vertrautheit in die eigenen unsichtbaren Wahrheiten, der in besten subjektiv-idealistischen Traditionen steht. Dieser Dreiklang entpuppt sich durchaus als Referenz zu anarchistischen Handlungsmaximen und Lebenserfahrungen, wie sie auch Mühsam im Prinzip Nolo herauschreit. „Diese metaphysische Gestimmtheit bedeutete, wie Jean Améry das einmal formuliert hat, eine gewisse Unabhängigkeit von der sichtbaren Ordnung der Dinge, ein selbstverständliches Aufgehoben-sein jenseits all der realen Erfahrung in der Wirklichkeit, eine Form der Unverwundbarkeit. So wie Liebe und Musikalität ist dieser Glaube unverfügbar, er lässt sich nicht beschließen, nicht begründen. So wie Liebe sich nicht beschließen lässt und jede Begründung, warum man einen Menschen liebt, jede Erklärung, die mit Eigenschaften der Ge-

3 Ein Glaube an sich selbst, der unverwundbar von gesellschaftlichen Institutionen scheint, der Diskriminierung oder hegemoniale Normen, staatliche Regelungen und mediale Bilder mit Distanz sezert und dabei die Entdeckung der eigenen Persönlichkeit in aller Tiefe und Sinnlichkeit gestattet, hat im Musikhören oder im emotionalen Kern des Liebeserlebens so etwas wie feste Nahrung.

„Du bist wie Anarchismus für mich...“ seufzte die Grand Dame des amerikanischen Anarchismus, Emma Goldman,⁴ angesichts ihrer selbstverwirrenden Liebesbeziehung zu Ben Reitman. Zum einen lehrte sie diese Beziehung offenbar mehr über das eigene Begehren, zum anderen schlug sie sich mit der eigenen Befangenheit in Herrschaftsstrukturen und Konventionen herum, wurde nicht müde Besitzansprüche und Ängste aus der Position der bekannten und – staatlich verfolgten – Persönlichkeit zu formulieren. Sie ging sogar soweit, dass sie die Tragweite dieser Beziehung im Selbstbild herunterspielte und biografisch kleinschrieb. Erst ihre Briefe⁵ offenbarten die Bedeutung des Begehrens, das Ausleben von Verführung und Lust für ihren politischen Alltag. Themen wie Verhütung und Sexualität, Prostitution und Ehe gehörten zu ihrem festen Repertoire politischer Debatten, übrigens genauso wie die Funktion und Wirkung von Theater.

Auffällig bleibt, dass Appelle an das Selbstvertrauen, an Erfahrungen mit Kunst und Eros als Lebensmittel oder die Beschwörung eines autonomen Handelns ohne Blindheit gegenüber Herrschaftsstrukturen in

de Offenheit gegenüber dem eigenen Begehren, überhaupt wieder als politischer Akt verstanden wurde. Der Feminismus des 19. Jahrhunderts samt der umfassenden Goldman'schen Kritik hatte hierzu durchaus wichtige Schritte unternommen, damit in die frühen Gleichstellungsforderungen auch die eigenen Verstrickungen im sozialen Kuhhandel der bürgerlichen, heteronormativen Ehe nicht unberücksichtigt blieben. In einer Gesellschaft, in der für Frauen der Heiratsmarkt mehr existenzielle Sicherheit verspricht als der Arbeits-

mit dem asketischen Impetus der damaligen Frauenbewegungen auseinander. Ben Reitman (1879 – 43), über ein Jahrzehnt ihr Geliebter und Manager, bisexuell, gehörte nicht unmittelbar zur intellektuellen „Avantgarde“ der anarchistischen Chicagoer Zirkel. Er war Arzt für Obdachlose und Prostituierte und wird noch heute in Chicago verehrt. Trotzdem spielt er in der Aufarbeitung anarchistischer Bewegungen eher eine kleinere Rolle.

5 Siehe: Falk, Candace: *Liebe und Anarchie & Emma Goldman. Ein erotischer Briefwechsel. Eine Biographie*, Berlin 1987.

Anzeige

ERICH MÜHSAM
DAS SEID IHR HUNDE WERT!
EIN LESEBUCH

Setalight Records
erscheint am 10. Juli 2014
www.setalight.com
www.dersingendetresen.de

Neuerscheinungen zum Mühsam-Fest

Broschur, 352 Seiten
ISBN: 9783943167849
www.verbrecherverlag.de

DER SINGENDE TRESEN
MÜHSAMBLUES

Freiheit und Prostitution

Wenn es um käuflichen Sex geht, geraten auch Linke gern mal aus der Fassung. Die Gründe dafür sind vielfältig

von Markus Liske

Eigentlich ist es ein Liebeslied: „Marmelade und Himbeereis“, 1981 veröffentlicht auf dem ersten und einzigen Album der kuriosen schweizerischen Elektro-Wavepunk-Band „Grauzone“. Zwei Menschen liegen an einem Strand in Italien, Wellen rauschen, die Sonne brennt, sie erklären sich ihre Liebe und aus nicht näher erläuterten Gründen tropft beider Blut in den Sand. Pure Romantik. Nur legt sich dann ein anschwellendes Elektro-Schwirren über den Refrain und

cherheit und gesellschaftlicher Anerkennung verlieren werden, für die sie jahrzehntlang gestritten haben, spielt in der Debatte bestenfalls eine untergeordnete Rolle. Nicht sie seien ja von Strafen bedroht, nur ihre Freier, heißt es dazu achselzuckend. Dass auch Schutzlosigkeit vor Übergriffen und der Verlust von Würde (die zwangsläufige Folge der Kriminalisierung der Freier) eine Bestrafung darstellen, interessiert die Befürworter eines „Prostitutionsverbotes“ nicht. Wer aber sind diese Befürworter überhaupt?

den Strömungen der Linkspartei als auch in linksradikalen Zirkeln außerhalb des Parteiensystems. Hier, wo man stets bemüht ist, sich gegenseitig per Gruppenzwang (naturgemäß vergeblichen) Versuch eines „richtigen Lebens im falschen“ zu nötigen, gleich ob es sich um Essgewohnheiten, Deformierungen der (Schrift-)Sprache oder eben Sexualität handelt, fand die Idee eines Prostitutionsverbots schnell begeisterte Anhänger. In Bezug auf die grundsätzlich ablehnende Haltung gegenüber staatlicher Bevormun-

det, dass ihr gesellschaftlicher Wirkungskreis begrenzt ist. Das jedoch macht die dahinterstehende Geisteshaltung nicht weniger bedrohlich. Denn abgesehen davon, dass man nach diesem Ansatz die komplette Weltliteratur (also auch die emanzipatorische), sämtliche Philosophen und nahezu alle Liedtexte von Bertolt Brecht über Bob Dylan und Patti Smith bis hin zu Poly Styrene und Jello Biafra mit einer einzigen riesigen Trigger-Warnung versehen müsste, wird hiermit einer, nicht nur für die Kunst wesentlichen, Ausdrucks-

an der Ankurbelung des Neuwarenverkaufs mittels Abwrackprämie zu beteiligen. Des weiteren befinden sich in Planung: Alkoholverbot in der Öffentlichkeit sowie mittels Beitragshöhe der Krankenkassen sanktioniertes Essen nach Bodymass-Index.

Interessant ist an solchen Gesetzen oder Gesetzesvorhaben, dass sie nicht mehr nach altem paternalistischem Muster als Basta-Repression daherkommen, wie einst die Prohibition in den USA, sondern medial im Vorfeld so umfassend moralisch determiniert werden, dass bei ihrer Einführung bereits eine breite gesellschaftliche Akzeptanz für das jeweilige Verbot angelegt ist, sogar in linken Kreisen. Um in der bürgerlichen Familienaufstellung zu bleiben, müsste man diese Herangehensweise maternalistisch nennen. „Rauch nur, wenn du deiner Gesundheit schaden willst“, spricht Mutter Staat, „aber bitte draußen bei den Mülltonnen, wo die Kinder dich nicht sehen.“ Oder: „Fahr halt deine alte Dreckschleuder weiter, aber bitte nur vor den Toren der Stadt.“ Oder eben: „Prostituiere dich nur, armes Mädchen, aber dann lebe auch mit der Illegalität.“ Der Vorteil einer solchen Herangehensweise liegt darin, dass man die Wirtschaftszweige, die rund um das geächtete Produkt oder die geächtete Dienstleistung Umsätze generieren, nicht unnötig belastet (auch die Wirtschaft ist schließlich sakrosankt). Zudem inkludiert der maternalistische Ansatz immer die Behauptung, von einer allgemeingültigen „Stimme der Vernunft“ getragen und somit „natürlicher Volkswille“ zu sein. Schließlich leugnen nicht mal Raucher, dass Rauchen ungesund ist, ebenso wenig wie Huren und ihre Freier die Existenz von Zwangsprostitution bestreiten. Auf dieser Grundlage lassen sich Gesetze viel kostengünstiger umsetzen, weil sie eine (zumindest gefühlte) Mehrheit zu Hilfspolizisten gegen eine klar definierte Minderheit machen. Nach Einführung des Rauchverbots in Kneipen musste das Ordnungsamt keine zusätzlichen Kontrollreue einstellen. Die Anzeigen gegen sich verweigernde Wirte kamen in der Regel aus der Bevölkerung, von Gästen oder missgünstigen Nachbarn.

form komplett der Boden entzogen – der Satire nämlich. Sarkasmus, Ironie und jede Form doppelbödigem Humors werden mit Trigger-Warnungen unmöglich gemacht. Den Beleg dafür liefern unzählige „politisch-korrekte“ Blogs in denen sich die Möglichkeiten der Sprache längst auf „heiligen Ernst“, Menschlei und Anklage reduziert haben, immer direkt und eindeutig, die Leser um den Spaß der Interpretation beraubend und den Spielraum eigenen Denkens verengend.

Da werden Veranstaltungen gesprengt, weil in der deutschen Übersetzung einer Martin-Luther-King-Rede das böse „N-Wort“ (gemeint ist: „Neger“) auftaucht, um anschließend im Netz so wortreich wie wenig überzeugend Gründe dafür zu konstruieren, warum dies-

ses Wort auch gar nicht die korrekte Übersetzung des englischen „negro“ sei. Taz-Autor Denis Yüzel, dem der Shitstorm in diesem Fall galt, blieb davon glücklicherweise relativ unbeeindruckt. Die Band Feine Sahne Fischfilet jedoch sah sich, aufgrund ihrer stärkeren Szeneanbindung, genötigt, eine schwammige Erklärung zu veröffentlichen, in der es hieß, es sei doch eigentlich nichts passiert und man habe ja auch Verständnis usw. Wie sollte man als Linker auch kein Verständnis haben, wenn das Wort „Opferschutz“ durch den Raum geistert? Opferschutz ist sakrosankt und damit ein perfektes Instrument zur Beschneidung individueller Freiheitsrechte, unabhängig davon, ob jene, die mit diesem Instrument agieren, das tatsächlich beabsichtigen. Insofern verwundert es nicht, dass die mit Opferschutz (nämlich der Zwangsprostituieren) begründete Idee eines Prostitutionsverbots, auch in linksradikalen Kreisen intensiv debattiert wurde.

In der großen Politik ist, aufgrund der aktuellen Gemengelage, ein solches Verbot derzeit glücklicherweise noch nicht durchsetzbar, obwohl es perfekt zur überparteilichen Staatsideologie des 21. Jahrhunderts passen würde, deren Ziel es anscheinend ist, uns alle zu emissionsfreien, dauergutgelaunten Konsumrobotern mit gesunden Körpern ohne Geist im Getriebe des Weltkapitalismus zu machen – gutaussehend, kaufkräftig und bei Bedarf geräuschlos zu entsorgen. Da man nun aber Armut oder Laster als solche nur schlecht verbieten kann, versucht man es mit Ausgrenzung, wie etwa beim sogenannten Nichtraucherschutzgesetz, das in den meisten Regionen nicht mal explizite Raucherclubs zulässt, oder auch mit der Umweltplakette, die seinerzeit auf einen Schlag all jene Autofahrer aus der Innenstadt verbannte, die finanziell nicht in der Lage waren, sich



Fleischmarkt Deutschland? Solche verächtlichmachenden Metaphern bemüht nicht nur die katholische Kirche, wenn es um Sexarbeiterinnen geht. Im Bild fleischlüsterne Florentiner Nonnen.

Sänger Martin Eicher kreischt dazu immer wieder: „Wir sind alle prostituiert!“ Damit ist alles gesagt. Keine Relativierung, keine Hintertüren. Wir sind alle prostituiert, immer und überall. Punkt.

Dieser Zustand nennt sich Kapitalismus, doch dessen Abschaffung ist definitiv nicht gemeint, wenn derzeit quer durch alle Kanäle ein „Prostitutionsverbot“ gefordert wird. Ebenso wenig geht es darum, „DSDS“, „GNTM“, „The biggest Loser“ und den „Bachelor“ aus dem Fernsehen zu verbannen oder Ehen achtzigjähriger Multimillionäre mit zwanzigjährigen Starlets zu verbieten. Und schon gar nicht darum, etwas gegen Sklavenjobs in Call-Centern, gesundheitsgefährdende Schwerstarbeit oder den Arbeitszwang für HartzIV-Empfänger zu tun. Lehrer sollen nicht vor Burnout bewahrt werden, Freiberufler nicht vorm Herzinfarkt und Kassiererinnen nicht vor Depressionen. Auch die Allgegenwart sexistischer Werbung mit ihren zwangsläufigen Auswirkungen auf das sexuelle Selbstbild junger Menschen ist hier nicht gemeint. Dieses „Prostitutionsverbot“ will einzig und allein den Beruf der Sexworkerin (männliche Sexworker kommen in der Debatte praktisch nicht vor) abschaffen.

Offizieller Grund dafür ist die Verhinderung von Zwangsprostitution, deren Förderung ohnehin unter Strafe steht. Weil aber die Polizei mit der Verfolgung dieser Straftat anscheinend überfordert ist, sollen sich all jene, die freiwillig in diesem Gewerbe arbeiten, bitte schön für einen Bruchteil ihres bisherigen Lohns ins Call-Center setzen oder sich 1-Euro-Jobs von der Arbeitsagentur überhelfen lassen. Dass sie das natürlich nicht tun werden und dass sie statt dessen nur alle Zugewinne an persönlicher Si-

Losgetreten wurde die Debatte von Alice Schwarzer, Medientrulla, Millionärin, Steuerbetrügerin im großen Stil und Autorin von Deutschlands Top-Tittenblatt BILD, in welchem sie zuletzt dadurch auffiel, dass sie versuchte, die Karriere eines mutmaßlichen Vergewaltigers zu vernichten ohne das Urteil des Gerichtes abzuwarten, weil sie sein Sexualleben (Promiskuität, SM-Praktiken) allgemein verwerflich fand. Unnötig zu sagen, dass die gesellschaftliche Existenz des Herrn dann auch durch den Freispruch nicht mehr wiederhergestellt werden konnte.

Ausgehend vom Psychogramm der Initiatorin ließe sich diese Verbotdebatte mithin leicht als protestantisch-lustfeindlich motivierte Scheinmoralistensülze rechtskonservativer Prägung entlarven. Dieser Eindruck bestätigte sich auch noch mit Blick auf die ersten hundert der inzwischen 11.900 Unterzeichner des Aufrufs: Neben allerlei sich ansonsten täglich selbst prostituierender Medien(semi)prominenz hat sich hier eine ansehnliche Reihe von Pfaffen, Nonnen und CDU-Abgeordneten verewigt sowie praktisch der gesamte Stadtrat (CDU, SPD, FDP, Grüne, UWG) von Waldbröl, der berühmten Rotlichtmetropole im Oberbergischen Kreis, die Alice Schwarzer zu ihren „berühmten Persönlichkeiten“ zählen darf. Nicht zu motivieren waren dagegen die Katholiken des konservativen Lagers, denn CSU-Abgeordneten wird der Rotlichtverkehr ja nach der Beichte vergeben. Und selbst die Grünen, repressiven Regelungen eigentlich durchaus zugetan, wenn es darum geht, uns alle zu besseren Menschen zu machen, scheuten vor dem Verbot zurück.

Erstaunlich kontrovers diskutiert wurde das Thema jedoch links von SPD und Grünen, sowohl in

der Debatte in „der Szene“ mag das verwundern. Allerdings haben einige der Politsekte, aus denen sich diese Szene zusammensetzt, die Freiheit des Individuums schon vor längerer Zeit auf dem Altar dogmatischer Gewissenhaftigkeit geopfert. Ein typisches Beispiel: Als die sympathischen Politpaßpunks von Feine Sahne Fischfilet im AJZ Bielefeld ein Konzert geben wollten, wurde dieses nicht etwa vom Verfassungsschutz abgebrochen (der die Band weiterhin unter Beobachtung hat), sondern vom transgenderoptimierten AJZ-Personal selbst. Der Grund: Aggressive heteronormierte Sexualisierung mittels böswillig entblößtem Schlagzeuger-Oberkörper. Eine Frau aus dem Publikum hatte diesen Anblick wohl als eine Art emotionaler Vergewaltigung empfunden, und die Veranstalter zogen lieber die Notbremse, als der Dame zu erläutern, dass Rock'n'Roll – der Begriff sagt es eigentlich schon – nie etwas anderes war als Sex in Akkorden, und dass für Leute, denen derlei nicht zusagt, sicher gerade irgendwo Kammermusik läuft.

Nun könnte man sagen: ein lächerlicher Einzelfall. Aber so ist es nicht. Der Sharia-Protestantismus der hier in linkem Gewand zur Anwendung kam, findet seine Entsprechung auch auf Internetseiten, die lesenswerte Texte mit „Trigger-Warnungen“ verlinken, weil in ihnen nicht korrekt gegendert wurde oder gar ein „böses Wort“ darin vorkommt. Vorgebildet sollen damit Traumatisierte vor Begriffen gewarnt werden, die zu lesen ihrer Psyche möglicherweise Schaden zufügen könnte. Tatsächlich aber geht es hier ausschließlich um eine Form von Machtausübung, deren Ziel es ist, jede öffentliche Äußerung der moralischen Kontrolle eines gefühlten Kollektivs zu unterwerfen, und die sich von staatlicher Zensur allein dadurch unterschei-

ren iPads und Hybrid-BMWs, als auch die lebensreformistischen Veggie-Linken glauben letztlich unbeirrt weiter an die Möglichkeit eines irgendwie besseren, zumindest moralischeren Lebens, das über Verhaltenskorrekturen am Individuum erreicht werden kann. Nur dass die einen so den globalisierten Kapitalismus verschönern wollen, während sich die anderen daraus eine kleingartenartige Gegenwelt errichten, in der Tiere Menschenrechte haben und die Neurosen Einzelner die Regeln für alle definieren. Mit Emanzipation aber hat weder das eine noch das andere zu tun, denn Emanzipation heißt Selbstbefreiung und Selbstermächtigung, nicht soziale Gängelung.

Emanzipatorisch ist der Kampf der Sexworkerinnen um gesellschaftliche Anerkennung und Arbeitsrechte innerhalb des bestehenden Systems. Sie in ihrer Gesamtheit zu Opfern zu erklären, ja, ihnen gar ihre psychische Gesundheit abzuspüren, wie das in diversen vorgeblich linken Auslassungen zum Thema geschehen ist, das ist Repression. Denn: „Wir sind alle prostituiert“, jeder auf seine Weise und mit eigenen Marotten. Ist beispielsweise Sodomasochismus eine normale sexuelle Spielart oder nur das Produkt gesellschaftlicher Zwangsneurosen? Wie sähe es in diesem Zusammenhang dann mit dem Transsexualismus aus? Wollen Frauen wirklich aus sich selbst heraus bei Minusgraden im Minirock auf die Straße, oder entsprechen sie damit nur dem psychologischen Druck der Mode- und Sexindustrie? Welchen Anteil

am Hang zur Gewalt bei adoleszenten Jungs haben tatsächlich noch die Hormone und welchen der Markt für Kriegsspiele, der geschaffen wurde, um an diesem Hang Geld zu verdienen? Ist Fleischesen tatsächlich ein archaisches Überbleibsel, das zudem der Umwelt schadet und deshalb überwunden gehört, oder ist im Gegenteil der Veganismus nur eine kollektivierete Essstörung? Was ist richtig? Was ist natürlich? Ja, gibt es überhaupt einen menschlichen Naturzustand, wo es doch unser eigenes Hirn ist, das sich all diese Daseinsoptionen mit-samt der dazugehörigen Warenwelt einfallen lässt?

Deutlich weniger phantasievoll ist das menschliche Gehirn, wenn es darum geht, sich eine Welt jenseits des Kapitalismus auszudenken, weshalb spätestens nach dem Scheitern der als sozialistisch oder kommunistisch benannten Staatsexperimente in Osteuropa die Mehrheit der Menschen heute bereit ist, den Kapitalismus als natürliche Grundkonstante, wie etwa Schwerkraft oder Gravitation, hinzunehmen. Der Grund dafür ist aber nicht nur im Scheitern dieser Systeme zu sehen, sondern vor allem in ihrer tristen Performance vor dem Scheitern, insbesondere in Bezug auf die Unterdrückung individueller Freiheitsrechte. Dadurch gelang es dem Westen, den Begriff Freiheit für

„Es ist dieselbe Sehnsucht, die die Ausgestoßenen der Gesellschaft verbindet, seien sie nun ausgestoßen von der kaltherzigen Brutalität des Philistertums, oder seien sie Verworfenen aus eigener, vom Temperament diktiert Machtvollkommenheit. Die Mitmenschen, die mit lachendem Munde und weinendem Herzen die Kaschemmen und Bordells, die Herbergen der Landstraße und die Wärmehallen der Großstadt bevölkern, der Janhagel und Mob von dem selbst die patentierte Vertretung des sogenannten Proletariats weit abbrückt — sie sind die engsten Verwandten der gutmütig belächelten, als Folie philiströsen Größenwahns spöttisch geduldeten Künstlerschaft, die in ihrer verzweifelten Verlassenheit mit der Sehnsucht eines erhabenen Zukunftsideals die Welt befruchtet. Verbrecher, Landstreicher, Huren und Künstler — das ist die Boheme, die einer neuen Kultur die Wege weist.“

Erich Mühsam 1906

sich zu besetzen und also die kapitalistische zur „freien“ Welt zu deklarieren, alternativlos für all jene, die weder zu Uniformfetischismus noch zu kleinbürgerlicher Duckmäuserei neigten.

Zwar hat diese vorgeblich freie Welt in den Jahren nach 1990 ihre soziale Maske fallen lassen und sich zunehmend als hydraköpfige Wirtschaftsdiktatur offenbart, in der nicht nur die Meinungsmedien sondern auch die Gesetzgebung der gewählten „Volksvertreter“ primär von den Kapitalinteressen der Konzerne gelenkt werden, aber es ist ihr gelungen, alle seither erfolgten Beschneidungen von Sozialsystemen, öffentlicher Infrastruktur und Privatsphäre abermals als Befreiung bzw. als Sicherung der Freiheit zu vermarkten. Man stelle sich nur die Reaktionen der alten westdeutschen Presse

vor, wenn etwa die DDR auf die Idee gekommen wäre, den öffentlichen Raum so komplett mit Kameras zu überwachen, wie das heutzutage geschieht. Dies wäre selbstverständlich als weiterer repressiver Kontrollakt eines autoritären Systems erkannt worden. Die derzeitige maternalistische Herrschaftsweise jedoch erwirkt mittels medialer Panikmache in der gefühlten Mehrheit den Wunsch überwacht zu werden, dem der Staat dann – garniert mit allerlei in Talkshows breitgetretenen ethischen Abwägungen – nachkommt.

Gegen dieses auf allen Ebenen nahezu perfekt funktionierende System, das noch die offensichtlichsten Verlierer von Privatisierung und Sozialabbau das Hohelied neuer Freiheit singen lässt, wirkt die parlamentarische Linke mit ihren beständigen For-

derungen nach offener staatlicher Sanktionierung, Rationierung und Kontrolle geradezu zwangsläufig so sexy wie ein Honecker-Blouson am Nacktbadestrand. Die linksalternative Szene außerhalb des parlamentarischen Systems erscheint dagegen als klösterliche Parallelwelt, deren moralinsaure Verzichtskultur eher geeignet ist, potentiellen Aufruhr zu bremsen, als ihn auszulösen, weil sie den Ausgestoßenen der Gesellschaft eine sichere Zuflucht bietet, quasi ehrenamtlich wichtige soziale Aufgaben erledigt und dafür vom Staat häufig nicht mehr verlangt als den Hartz-IV-Satz. So wie in der Partei Die Linke (auch nach eigenem Selbstverständnis) gleichermaßen die traditionellen paternalistischen Denkmuster von SPD und KPD sowie der in der DDR aus beiden gebildeten SED fortleben, agieren große Teile der außerparlamentarischen Szene als Wiedergänger der Lebensreform-Bewegung des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Was dagegen zwischen den Weltkriegen unter tätiger Mitwirkung von SPD und KPD zerrieben wurde und nur im Zuge der 68er-Bewegung noch mal kurzzeitig aufblitzte, war der freiheitsliebende und konsequent emanzipatorische linkssozialistische Ansatz, für den nicht zuletzt das Werk Erich Mühsams steht. Diese angebliche „Kinderkrankheit im Kommunismus“ (Lenin) ist genau das, was heute

oft fehlt, wenn Linke beieinandersitzen und beispielsweise über ein mögliches Prostitutionsverbot sprechen, wenn ihnen zwischen Opferschutz und Bekehrung der scheinbar Fehlgeleiteten nicht mehr dämmert, dass es ein Recht auf sexuelle Selbstbestimmung gibt und dass hier wieder mal vor allem das der Frauen beschnitten werden soll. Wenn sie bewusst verdrängen, dass wir alle prostituiert sind, um anderen vorschreiben zu können, auf welche Art sie sich prostituieren dürfen und auf welche nicht. Und wenn sie denen, die seit Jahrzehnten an ihrer Emanzipation arbeiten, die Solidarität aufkündigen, im Glauben, damit jenen zu helfen, die sich nicht emanzipieren können, weil der deutsche Staat sexuelle Versklavung außenpolitisch fördert und innenpolitisch zulässt. Dabei könnte sich die ganze Debatte von selbst erledigen, würde man sich nur endlich wieder auf die persönliche Freiheit als linken Grundwert besinnen und sein politisches Denken und Handeln daran ausrichten. Sicher, die Welt wird dadurch vielleicht ein bisschen komplizierter. Aber wenn der Kopf anfängt zu rauchen, kann man sich ja problemlos Erleichterung verschaffen: Einfach den einzigen Hit der eingangs erwähnte Band Grauzone auflegen, die Boxen auf Anschlag drehen und mitbrüllen: „Ich möchte ein Eisbär sein, im kalten Polaaaar! Dann müsste ich nicht mehr schreien, alles wär so klaaaar!“ Mir jedenfalls hilft das zuweilen.

1 Verspätete Trigger-Warnung – sorry dafür!

Schuld und Sprache

Entfernte Verwandte: Die deutsche Linke und der Protestantismus. Ein Vergleich

von Karsten Krampitz

In keinem Kinofilm über Martin Luther fehlt diese Szene: In irgendeinem Klosterkabuff, miefig, eng und schlecht beleuchtet, geißelt sich der zornige Augustinermönch. Bruder Martin jammert und klagt. Schon der frühe Luther will ein guter Mensch sein, ein Gerechter. Doch die Schuldgefühle plagen ihn. Weshalb er Buße tun will, jedoch nicht aus Furcht vor Gott, sondern aus Liebe zu ihm. Und just dieser Gedanke quält ihn: dass seine Furcht vor dem Allmächtigen größer sein könnte als seine Liebe zu ihm. Sein Leben lang werden Luther diffuse Ängste plagen – vor Teufeln und Dämonen, vor den „mörderischen Rotten der Bauern“, vor den Widertäufern und freilich auch vor den „Juden und ihren Lügen“. Sein abgrundtief schlechtes Gewissen aber wird Luther überwinden. Eines Tages wird es ihm dämmern, ein Leben ohne Sünde, ohne Schuld ist gar nicht möglich. Wohl wahr. Dafür dass auch andere Menschen diese Erkenntnis gewinnen, geben die Kassen heute alljährlich sehr viel Geld aus. Trost durch Therapie. Und mehr noch: Die postmoderne Entrostungsindustrie der Medien verdient Milliarden, während die Schuldbladestellen in manchen linken Diskurse kaum noch freie Kapazitäten haben.

Mea culpa

Bevor wir uns aber der Linken widmen, sei kurz auf die Schwierigkeiten des Schuld-begriffes eingegangen. Mit der Definition tun sich Psychologen und Politologen schwer. Zu unterscheiden wäre die kollektive und die individuelle Schuld (oder auch nicht); es gibt eine mathematisch/rechtliche Ebene, die im Verhältnis Schuldner vs. Gläubiger zum Ausdruck kommt, und eine moralische: Schuld gilt als ein sittlicher Makel. Und ganz wichtig: Schuld muss kein Gefühl sein. Die Geschichte kennt zu genüge Leute, die große Schuld auf sich geladen haben, ohne es zu merken. Und umgekehrt fühlen sich manche Menschen schuldig, obwohl alle Welt weiß, dass sie das diskutierte Vergehen unmöglich begangen haben. Sei es der Hunger in Afrika, die Umweltzerstörung, Massentierhaltung oder auch die Verbrechen der Nazis.

Der Autor hat satte neunzehn Semester an der Humboldt-Universität zu Berlin verbracht (das schafft nicht jeder!) und sich die Zeit dort nicht nur in Bibliotheken und Hörsälen vertrieben oder mit Drogen, Depression und Destillaten – ein paar Semesterwochenstunden gingen immer auch mit dem Abbau von Schuld drauf, genauer: mit der Bewältigung privat angesamelter Schuldgefühle (unglückliche Kindheit, doofe El-

tern, böse Lehrer). Dabei helfen ihm die vielen, vielen Zirkel, Projektgruppen, Tutorien und Studentengruppen. „Bomber-Harris, do it again!“ Das tat so gut. Schuldgefühle müssen nicht immer nur quälen; Schuld schafft Gemeinschaft, ist identitätsstiftend. Schuldgefühle, sagen Experten, müssen nicht immer dort entsorgt werden, wo sie entstehen. Das gilt im Übrigen für sämtliche Ticks und Macken, die man sich im Laufe seines Lebens irgendwo eintrifft. Womöglich liegt hierin eine Ursache, warum die Linke – sei es die Partei, das Spektrum oder auch die jeweilige Bewegung – so anziehend wirkt auf die Mühseligen und Beladenen. In der Kirche ist das nicht anders. Das Heil, das sie verspricht, klingt für viele wie Heilung. Und was für die Linke der Zusammenbruch des sowjetischen Machtblocks 1989/90 war, dürfte für das Christentum Nitzches Entdeckung gewesen sein: „Gott ist tot!“ Beide halten unbeirrt an ihrer Heilserwartung fest – an einer Zukunft, die für viele Menschen Erinnerung ist. Die Kirchen verlieren immer mehr Mitglieder; im Osten Deutschlands ist das Christentum nicht mal mehr ein Gerücht. Oder wie es der Theologe Wolf Krötke sagt: „Die Menschen haben vergessen, dass sie Gott vergessen haben.“ Und die Linke? Wie die Kirche ist auch sie vielerorts zur religiösen Sonderwelt verkommen.

Katholizismus & Kommunismus

Frage an den Radiosender Jerewan: „Kann man eigentlich gleichzeitig Kommunist und Christ sein?“ Antwort: „Im Prinzip ja, aber warum sich das Leben doppelt schwer machen.“ – Ein Witz, über den früher keiner lachen konnte, und den heute keiner versteht.

Katholizismus und Kommunismus waren irgendwann einmal Antworten auf Fragen, die sich die Menschen in dieser Form heute nicht mehr stellen. Selbstredend haben wir heute immer noch Angst vor Krankheit und Tod, und Verhältnisse, wie sie Karl Marx einst beschrieb, „in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen“ war, gibt es mehr denn je auf diesem Planeten respektive in der „besten aller möglichen Welten“ (Leibnitz). Aber die Welt von heute ist eben auch eine andere.

Über die Gemeinsamkeiten von Katholizismus und Kommunismus marxistisch-leninistischer Prägung liegen etliche Arbeiten vor. Hans Küng, katholischer Theologe und Papstkritiker, schrieb zu Beginn der 1980er Jahre: „Man hüte sich bei aller Kritik an Marx und Marxismus vor christlicher Selbstgerechtigkeit. Ist nicht vielleicht auch das Christentum – freilich im Widerspruch zur ursprüngli-

chen Botschaft – zu einer oft absolutistisch, zentralistisch, ja totalitär verwalteten Weltanschauung geworden?“ Auf Küngs Gleichsetzung von Marxismus und Kommunismus soll hier nicht weiter eingegangen werden, interessanter sind die von ihm angeführten Parallelen: Kommunismus wie Katholizismus gingen davon aus, dass die Welt im Argen liege und der Erlösung bedürfe. Auf dem Höhepunkt der dialektischen Entwicklung sei eine schriftliche Offenbarung erfolgt, die in vier kanonischen Texten niedergelegt sei: Marx, Engels, Lenin und ihrem jeweiligen Nachfolger, ähnlich den vier Evangelien. Diese Offenbarung wurde bewahrt, geschützt und ausgelegt vom unfehlbaren Lehramt der Partei respektive vom Heiligen Offizium des Politbüros respektive vom obersten unfehlbaren Parteisekretär. Das unfehlbare Lehramt der Partei verdamme die Irrlehren öffentlich. Habe es gesprochen, müsse sich der Abweichler unterwerfen, Selbstkritik üben und seiner Irrlehre abschwören. Versäume er diese Pflicht, werde er „exkommuniziert“. So erweise sich die Partei, wie ehemals der römische Katholizismus, als Säule der Wahrheit. Der von ihr gepredigte Kommunismus sei die einzig wahre und alleinseligmachende Lehre. Außerhalb der Partei gebe es für den Einzelnen kein Heil. „Erfordert ist: strenge Organisation, blinder Ge-

horsam, Parteidisziplin. Alles unter dem großen Führer, der beinahe kultisch gefeiert wird mit Ergebnissbezeugungen, großen Aufmärschen, Paraden und Wallfahrten zu seinem Grabmal...“

Wie aber verhält es sich mit der postkommunistischen Linken? Kann es sein, dass die heutige deutsche Linke vor allem der evangelischen Kirche ähnelt? Auch wenn sie noch zersplitterter erscheint als der Protestantismus, wo es Lutheraner gibt, Reformierte, Unierte und jede Menge evangelische Freikirchen – die Parallelen zur Reformation aber erstaunen.

Historischer Exkurs

Ob Martin Luther nun der erste große Mann der Moderne war oder der Letzte seiner Art im Mittelalter, soll hier nicht weiter interessieren. Auch nicht die Frage, ob seine Reformation die ohnehin judenfeindliche Ausrichtung des Christentums noch verstärkt hat. (Das hat sie ohne Zweifel.) Fest steht: Indem Luther die internationalen Bindungen zum Vatikan kappte, führte er seine Kirche näher an die lokale Obrigkeit heran. Im damaligen Mitteldeutschland gewann der Adel Verfügungsgewalt über nahezu jegliches Kirchengut. Der von Schuld geplagte Augustinermönch aus Wittenberg war aber nicht nur aus pekuniärer Sicht ein Segen für den ersten Stand: Die gewachsene – ir-

„Wo bleibt ihr nur, Genossen meiner Zeit?
Ich schau zurück und kann euch kaum noch sehn.
Ein wirres Stimmertosen hör ich weit,
weit hinter mir und kann es nicht versteh'n.

Ich ruf euch zu, doch euerm Echo fehlt
der Laut, der rein aus meiner Stimme klingt.
Ich wink' euch her. Doch ihr, wie unbeseelt,
horcht tauben Ohrs, ob euch ein Stummer singt.

Vergebne Zeichen! Aus den Zähnen pfeift
misstönig euer ärgerlicher Spott.
Kommt nie die Zeit, da ihr die Zeit begreift? Tritt
nie aus finstern Kirchen euer Gott?“

Erich Mühsam 1910



Paradies oder Kommunismus mit Einhorn?

dische – Autorität der Fürsten wurde von ihm theologisch untermauert und damit stärker legitimiert als zuvor durch den Katholizismus. Der Apostel Paulus nimmt in Luthers Theologie eine zentrale Stellung ein: „Jedermann sei Untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit außer von Gott; wo aber Obrigkeit ist, ist sie von Gott angeordnet.“ (Römer 13,1) Das gemeine Volk habe sich in weltlichen Dingen bedingungslos seinem Fürsten unterzuordnen, denn dieser sei von Gott eingesetzt, um die Schwachen zu schützen und die Verbrecher zu strafen. – An diesem Punkt drängt sich der Vergleich geradezu auf: Seit 1989 hat auf dem gleichen Territorium die Obrigkeit (nun mehr die kapitalistische) Verfügungsgewalt erlangt über nahezu jegliches DDR-Eigentum. Und auch hier waren zuvor die internationalen Bindungen weggefallen, konkret: Warschauer Vertrag und Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe. Mal ganz dumm gefragt: War die sogenannte Friedliche Revolution vielleicht nur eine Reformation? Ein In-die-frühere-Form-Bringen der Eigentumsverhältnisse?

Die Wende im Herbst '89 war ursprünglich ein linkes Ereignis: Das Neue Forum, die Berliner Umweltbibliothek, das grün-ökologische Netzwerk Arche, die Vereinigte Linke und sogar Demokratie Jetzt und viele andere verstanden sich als linke Organisationen. Und wie immer in der Geschichte ist der Protest irgendwann gekippt, haben andere Gruppierungen – solche mit einem festen Weltbild und einer straffen Struktur – erst die Revolte und dann die Macht übernommen. Und ähnlich den Geistlichen in der Reformation haben sich die meisten Prediger der Bürgerbewegung seither verstärkt der Obrigkeit zugewandt.

Eine Annäherung an den neuen Staat haben aber auch die Reste der alten DDR-Elite vollzogen. Nicht wenige von ihnen haben in der Partei Die Linke eine politische Heimat gefunden und fühlen sich mehrheitlich eher dem „Reformerlager“ zugehörig. Und wie bei Luther gibt es auch unter ihnen etliche Anhänger einer „Zwei-Reiche-Lehre“. Sie denken und reden in zwei verschiedenen Sphären: Die eine Welt ist die der praktischen Gestaltung, und die andere und ziemlich entfernte, ist die der sozialen Utopie. Der Glaube an diese Utopie mag bei vielen noch vorhanden sein, der politische Alltag jedoch wird als etwas grundlegend anderes begriffen.

Mission und Agitation

Was viele Linke heutzutage immer noch mit Luther verbindet, ist der exklusive Zugang zur großen und letzten Wahrheit. Egal, welcher Gruppierung, Strömung oder Splittergruppe man angehört, die wahre Erkenntnis lässt nie lange auf sich warten. Denn es steht schon geschrieben: „...und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“ (Joh 8, 32) Diese Wahrheit muss dann einfach nur, einem Mantra gleich, ständig wiederholt werden – auf Flug-

blättern, in Symposien oder lauthals bei revolutionären Kundgebungen. Bei Luther war das nicht anders. Für seinen berühmten Thesenanschlag 1517 in Wittenberg existieren keine Quellen; gut möglich, dass der Reformator den Zettel einfach nur laut vorgelesen hat. Und das immer wieder, mit erhobenen Zeigefinger – also eigentlich wie bei der Linken.

Allerdings kamen Luthers Predigten und Parolen ansonsten recht unterhaltsam daher. Von wegen: „Frösche brauchen Störche!“ Oder: „Aus einem traurigen Arsch kommt kein fröhlicher Furz.“ Martin Luther hat wenigstens den Versuch unternommen, seine Theorie irgendwie in Einklang zu bringen mit der Lebenswelt der Leute.

Im Unterschied zum Katholizismus nimmt im Protestantismus die Predigt, d.h. das frei gesprochene Wort, einen erheblich höheren Stellenwert ein. Von der Kanzel herab predigt der Pfarrer: Die Welt liegt immer noch im Argen, doch Erlösung naht! Auch für die Ungläubigen. Für eben jene braucht Luther keine römische Inquisition mehr. Um die Häretiker kümmert sich jetzt die gesamte Gemeinde, das, wie es von da an heißt, „Priestertum aller Getauften“.

Denunzianten

Während der Reformation eskaliert das Denunziantenwesen – gegen jene, die mit dem Teufel paktiert hätten, gegen Wiedertäufer, rebellische Bauern und freilich auch gegen angebliche Hexen. Die Scheiterhaufen brennen auch bei den Protestanten.

Und die deutsche Linke? Nun, wir wollen die Kirche im Dorf lassen. Eines aber sei angemerkt: Seit dem Scheitern des Realsozialismus hat sich vielerorts im linksalternativen Spektrum eine Verdächtigungskultur übelster Sorte etabliert. Die dunkle Energie, die heute auf so manchem Plenum freigesetzt wird, erinnert sehr wohl an den pietistischen Ungeist der Reformation. Haben sich Diskutanten und Kombattanten früher noch beschimpft und beleidigt, werden jetzt Diffamierungen ausgestoßen und Gerüchte geschürt. Früher oder später ist jeder und jede Linke wenigstens einmal „anschlussfähig für rechte Ideologien“. Und wie in Zeiten der Reformation arbeiten die Denunzianten heute selbständig, ohne dass sie durch ein Heiliges Offizium, etwa in Moskau, angeleitet werden. Mit dem Unterschied allerdings, dass sich die Kirche Martin Luthers nicht in dieser Weise selbsterlegt und zerfleischt hat.

Sola scriptura

Bewegungslinke und Verwaltungslinke neigen dazu, ihre Aussagen über die gesellschaftlichen Verhältnisse mit irgendwelchen Elaboraten zu begründen – mit Büchern und Vorträgen von Philosophen, Politikwissenschaftlern usw. Eher selten argumentieren sie aus der Lebenswelt der Leute heraus. So passiert es, dass wichtige Themen in der Linken keinerlei oder kaum Beachtung finden. In der Bundesrepu-

blik Deutschland leben bspw. Hunderttausende Menschen ohne Obdach. Da aber keine großen linken Theoretiker bekannt sind, die sich mit dem Phänomen Obdachlosigkeit irgendwann einmal auseinandergesetzt haben, taucht dieses Problem so gut wie gar nicht auf der Agenda auf. In den Parlamentsfraktionen der Linken arbeiten Experten für Gleichstellung, für Queer-Politik, für die Probleme von Menschen mit Behinderung (alles Themengebiete mit einer relativ hohen Textproduktion). Das Thema Obdachlosigkeit aber, bei dem die schriftlich-intellektuelle Auseinandersetzung bislang ausgeblieben ist, wird in der praktischen linken Politik allenfalls ein passant behandelt.

Wie die Linke ist auch die evangelische Kirche, das versteht sich von selbst, in ihrem Wirken sehr stark textfixiert. Zum Wesen des Protestantismus gehört es, dass sich die Kirche allein auf die Heilige Schrift beruft. „Sola scriptura“ lautet der zentrale Satz evangelischen Glaubens, d.h. die Kirche bedarf keiner weiteren Ergänzung aus einer Jahrtausende alten Überlieferung. Im Evangelischen werden keine Heiligen angebetet, es gibt keine Prozessionen. Das Problem: Eine Theologie, die sich allein auf die „Heilige Schrift“ beruft, statt ergänzend noch auf eine lange Tradition, ist erheblich anfälliger gegen eine kritische Auslegung. Sei es durch Thomas Münzer oder auch durch die Juden. Die Quelle, aus der Luthers Kirche Kraft schöpft, ist eine schwächere. (Eben diese geschwächte Legitimation und Autorität seiner Prediger bedurfte einer Kompensation. Daher liegt, wie gesagt, das treue Verhältnis zur irdischen Obrigkeit geradezu in der Natur des Protestantismus.) Ein ähnliches Problem zeigt sich bei der Linken, die auf eine lange Geschichte und Tradition zurückblicken kann, infolge der Pervertierungen unter Stalin und seinen Nachfolgern hat sie jedoch erhebliche Probleme, aus eben dieser Geschichte heraus ihre Programmatik zu kommunizieren. Das war früher anders: Die SED leitete ihre Herrschaftslegitimation nicht aus freien Wahlen ab, sondern aus der Vergangenheit. Weil Kommunisten und Rote Armee einen hohen Blutzoll im Kampf gegen den Faschismus erbracht hatten, stand der Partei die Führungsrolle in der Gesellschaft zu. Die Geschichte verlief angeblich gesetzmäßig, so dass sich Politbüro und Parteiapparat durch eine höhere Macht berufen sahen, ähnlich dem Gottesgnadentum. Das ist vorbei. Linke Politik in der Gegenwart muss ohne Gottesgnadentum auskommen. Aus der Geschichte kann sie keine Kraft schöpfen und wird durch dieses Manko angreifbarer. Wenn dann sogar kleine Erfolge ausbleiben, sucht man sich welche – zur Not auf anderem Gebiet, einem das mit dem klassischen Hauptwiderspruch von Arbeit und Kapital erst einmal nichts zu tun hat...

Sprache als Werkzeug

Wie ehemals Martin Luther, dessen Übersetzung des Neuen Testa-

ments die Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache maßgeblich beeinflusst hat, konzentriert sich auch die heutige Linke auf die Veränderung der Sprache. Doch spätestens an diesem Punkt hören die Gemeinsamkeiten auf. Denn ganz offensichtlich war Luther in der Lage, die Leute anzusprechen, zu mobilisieren, sie irgendwie zu begeistern. Woran das wohl liegen mag? – Menschen identifizieren sich mit Erzählungen, nicht mit Programmen. Die wenigsten Protestanten verstehen, worum es im Detail geht bei der Auferstehung Jesu Christi. In der allgemeinen Erzählung aber, die davon handelt, den Tod zu besiegen, finden sie sich wieder.

Wenn Menschen sich mit einer Erzählung, etwa von einer sozial gerechten Gesellschaft, ohne Umweltzerstörung und Krieg, identifizieren sollen, muss diese auch verständlich erzählt werden. Genau das ist das Problem: Die radikale Linke hat keine Sprache mehr. Eine wortreiche Sprachlosigkeit lähmt die Kommunikation nach außen. Nachdem jahrzehntelang versucht wurde, die Sprache zu erneuern, sie von (vermeintlichen) Diskriminierungen jeglicher Art freizumachen, werden heute ganze Schichten der Gesellschaft von der radikalen Linken nicht mehr erreicht, auch weil ihre Diskurse zu weltfremd und zu akademisch daherkommen.

Nachdem sich das revolutionäre Subjekt namens Arbeiterklasse endgültig verbürgerlicht und damit von der „Historischen Mission“ (Marx) verabschiedet hatte, hatten die politischen Inhalte erheblich an Gewicht verloren, die Bedeutung der Form nahm zu. Der Angriff auf die Sprache war da ein schneller Sieg. Wer will schon als Spießherd dastehen, als Sexist und Chauvi? – Nur dass die Prämisse nicht stimmt. Menschen denken nicht in Worten, sondern in Bedeutungen. Wenn in linken Zusammenhängen nicht mehr von Behinderten geschrieben wird, sondern von „Menschen mit Behinderung“, so hat sich am Leben der Betroffenen nichts geändert. In unserer Vorstellungswelt ist ein „Mensch mit Behinderung“ genauso ein Spastiker oder Rollifahrer wie zuvor. Diese Leute wurden und werden aber nicht durch die Alltagssprache, sondern durch den Alltag diskriminiert.

Und dass bei den Leser_innen bzw. Leser/innen oder auch LeserInnen auch ja kein Zweifel aufkommt an der politischen Zuverlässigkeit des jeweiligen Autors oder der Autorin, wird gegendert bis die Seiten voll sind. Aus „Studenten“ wurden „Studentinnen und Studenten“, es folgten die „StudentInnen“ und schließlich die „Studierenden“. Einmal abgesehen davon, dass in unserer Sprache zwischen grammatischem und biologischem Geschlecht unterschieden wird und man beide nicht gleichsetzen kann (wenn in einem Satz bspw. von Fußgängern die Rede ist, wird erst einmal niemand diskriminiert, denn jeder Hornochse weiß, dass da auch Frauen auf der Straße sein können; erst wenn explizit Frauen auf der Straße

gemeint sind, wird das biologische Geschlecht bemüht), die Partizipialform geht nun überhaupt nicht! Max Goldt schreibt dazu: „Wie lächerlich der Begriff Studierende ist, wird deutlich, wenn man ihn mit einem Partizip Präsens verbindet. Man kann nicht sagen: In der Kneipe sitzen biertrinkende Studierende. Oder nach einem Massaker an einer Universität: Die Bevölkerung beweint die sterbenden Studierenden. Niemand kann gleichzeitig sterben und studieren.“

Buchreligion ohne Literatur

Erscheint der Protestantismus als eine Buchreligion, die recht dröge daher kommt, in ihrer Geschichte aber auch wundervoll poetische Werke hervorgebracht hat (man lese nur die Psalter in der Übersetzung Martin Luthers), schafft die Linke die Literatur ab. Was sich heute der Vorstellung entzieht: Es hat Zeiten gegeben, in denen ein Erich Fried von jedem Lyrikband bis zu hunderttausend Exemplare verkauft hat – an ein explizit linkes Publikum! Welcher Genosse liest heute noch Gedichte? Für Poesie, auch für betont politische, bleibt in der Gedankenwelt der meisten linken Aktivisten kein Raum und kein Bedarf. In ihrer Sprache, wie sie sich an der Universität, in der Partei, bei den Autonomen etc. durchgesetzt hat, können allenfalls Flugblätter und Demoaufzüge verfasst werden. Aber schon bei einer simplen Reportage stoßen die „AutorInnen“ und „Schreibenden“ an ihre Grenzen. Gedichte unter Linken sind überhaupt nicht mehr möglich und schon gar keine Romane. Dieser Verlust an Geist, an Schönerm und Kultur wird in der Parallelwelt linksradikaler Debattierzirkel überhaupt nicht registriert.

Sprache transportiert Bewusstsein und manchmal auch eine Vorstellung von Zukunft – eine Zukunft ohne Literatur und demzufolge auch ohne Literaten.

Nachtrag

Karl Marx spricht in seiner Einleitung zur „Kritik an der Hegelschen Rechtsphilosophie“ der deutschen Reformation jeglichen revolutionären Charakter ab. Während sich in Westeuropa tiefgreifende politische Umwälzungen vollzogen, habe Deutschland an diesen Veränderungen allenfalls theoretisch teilgenommen. „Wir haben nämlich die Restaurationen der modernen Völker geteilt, ohne ihre Revolutionen zu teilen.“ Luther habe die Knechtschaft aus Devotion besiegt, weil er die Knechtschaft aus Überzeugung an ihre Stelle gesetzt hat. „Er hat den Glauben an die Autorität gebrochen, weil er die Autorität des Glaubens restauriert hat. Er hat die Pfaffen in Laien verwandelt, weil er die Laien in Pfaffen verwandelt hat. Er hat den Menschen von der äußeren Religiosität befreit, weil er die Religiosität zum inneren Menschen gemacht hat.“ Schließlich folgt ein Aussage über Luther, die auch auf so manchen sprachfixierten Linken zutreffen könnte: Luther habe den Leib von der Kette emanzipiert und „das Herz an die Kette gelegt.“

Dichtung und Elend

Über die Schwierigkeiten, Gerechtigkeit und Kultur für einen kleinen Haufen Menschen auch nur vier Wochen lang unter den selben Hut zu bekommen.

von Manja Präkels

Wer das sagt, der lügt,

Dass die Sonne nachts schläft;

Geht die Sonne dort auf,

Wo sie abends untergeht?

Lettisches Volkslied

Ein Lada überquerte die zugefrorene Daugava, passierte die Eisangler mit dem Atemwölkchen, schlitterte kurz, fuhr weiter. Riga lag unter einer dicken Schneedecke. An den Straßenrändern türmten sich kleine Eisberge, an denen schweigend ein Heer von Mützen entlang marschierte. Die Menschen waren mit ihren zielgerichteten Schritten, den eingezogenen Köpfen und dunklen, wetterfesten Kleidern kaum voneinander zu unterscheiden. Es fiel leicht, ihnen zu folgen, mitzulaufen, ein Teil des Stroms zu sein, der sich in Richtung der alten Zeppelinhallen an diesem frühen Morgen Anfang März formierte. Mir blieb nicht viel Zeit. Der Bus nach Ventspils fuhr pünktlich, jeder schien seinen Platz zu kennen und das Gebot, zu schweigen. Stumm blickten wir durch die Scheiben auf das leere Land mit seinen windschiefen Kiefern und raren, halb zerfallenen Siedlungen, während der Bus über Schlaglöcher rumpelte.

Die kleine Stadt am Meer grüßte stürmisch. Der Wind peitschte uns mit solcher Wucht vom Hafen her entgegen, dass es unmöglich erschien, auszuatmen. Freunde hatten mich gewarnt: die Frühjahrsstürme! Sie würden den Meeresgrund aufwühlen und Bernstein an den kilometerlangen Sandstrand spülen, den geschäftige Sammler im kommenden Sommer an die Touristen in der Rigaer Innenstadt verhöckern würden. Die See tobte, mattschwarz, hörbar.

Im Haus begrüßte mich ein freundlicher Zottel in selbstgestrickter Tracht. Die Winter waren offensichtlich hart, dunkel und lang. Er entpuppte sich als lettischer Poet, der sich im vergangenen Frühjahr dort im Haus verliebt hatte und somit hängen geblieben war. Nun gelte es, die hochschwängere Freundin zu ernähren. „Bei uns haben wir sehr wenig Platz und keine Küche. Ich benutze manchmal den Backofen hier.“ Während er mir mein Zimmer zeigte, schwärmte Gundars von kleinen, grünen Fischen, die „am ehesten wie Gurke“ schmeckten und ausschließlich in der Gegend zu fangen seien. „Laß uns mal Angeln gehen!“, schlug er vor. „Irgendwann.“ Bratenduft erfüllte den Raum. Wie berauscht blickte Rebecca, eine kleine französische Bulldogge, mit dem Ausdruck aller Beladenen dieser Welt in die Röhre. Nach und nach gesellten sich die anderen Hausgäste, Literaten und Übersetzer, um den Küchentisch, auf dem halb angetrunkene Flaschen und getrocknete Fische noch vom Vortag standen, dazu gab es Trinksprüche, auf Englisch, Französisch, Lettisch, später auch Russisch.

Ich lernte Agathe kennen, eine fast durchsichtige Erscheinung mit leiser Stimme, die an der Sorbonne studiert und gerade ein kleines Appartement in der Pariser Innenstadt bezogen habe. Karl Valentin betrat pfeifend den Raum, zerissen, aber in Lackschuhen. „Der Nachtwächter. Es wird sonst alles weggetragen, was nicht festgenagelt ist“, erklärte Gundars. „Das erscheint den Leuten ja wie ein Palast hier.“ Der Nachtwächter nahm einen großen Schluck, stehend und direkt aus der Flasche, verbeugte sich, lachte zahnlos und verschwand. Ich hatte soeben Imants Blums kennengelernt, der meist stumm bleiben sollte, denn seine Muttersprache, Russisch, wurde hier – ungeschriebenen Gesetzen folgend – gemieden. Auch die anderen Hausangestellten, so würde sich bald herausstellen, waren stumm, zum Teil aus Scham, denn ihr Englisch war rudimentär. Nur die Chefin und ihre rechte Hand, Gundars Freundin, parlierten leicht in allen Zungen, baten mich schon am nächsten Tag, deutsch zu sprechen. „Damit wir nicht aus der Übung kommen.“ Als ein wunderlicher Professor für Turksprachen, Persisch und Tatarisch durch die Tür hinkte, floh Agathe panisch.

Uldis konnte nichts für die Sozialphobie der jungen Französin. Er hockte Abend für Abend in der Küche, wo ich ihn einmal, während ich auf das Geräusch kochenden Wassers wartete, dabei beobachtete, wie er in ein Glas mit gut STOGRAM Wodka etwa die selbe Menge Whiskey einschenkte und noch bevor sich die unterschiedlichen Flüssigkeiten miteinander vermischten, der eine dem anderen Tropfen GUTE NACHT sagen konnte, kippte er sich das Zeug herzhaft hinter die Binde. AHHHH. Ein älterer Herr mit einem Hüftleiden und dem Bild seiner Enkelinnen als Bildschirmschoner. Im nächsten Jahr würde er siebzig werden und gerade übersetzte der Mann junge, chinesische Lyrik ins Lettische. Der Verlag plante, einen schmucken Schubert mit seinem Gesamtwerk herauszubringen: Lyrik, Prosa, Übersetzungen. „Die bauen mir ein Mausoleum aus Papier! Nastrowje!“ Den Kater pflegte er mit einer doppelten der sonst üblichen Dosis des Antidepressivums zu bekämpfen, das ihm ein literaturbegeisterter Arzt aus Riga im letzten Frühling verschrieben hatte.

Der Sturm trommelte weiter wütend gegen die Fenster, als der letzte in der Runde, Kasper, an den Tisch trat, um sich wortreich auf Englisch zu entschuldigen. Die Übersetzung eines philosophischen Essays bereite ihm Kopfzerbrechen. „Hegel, ich kapiere's nicht!“ Er plapperte in schrillstem Falsett und schien verzweifelt. Gundars, der kein Wort verstanden hatte, schenkte dem jungen Slowenen einen Schnaps ein, doch Kasper lehnte ab und ließ seinen Kopf hängen, woraufhin sich Uldis das Glas schnappte.

Am Tag meiner Ankunft blieb ein Stuhl leer; alle schwiegen mysteriös. In den nächsten Wochen schneite es zu Möwengeschrei, weitere Stür-

me folgten in unregelmäßigen Abständen. Die Innenstadt mit den Geschäften blieb meist leer. Ich lief durch die Gassen, zum Hafen, die Mole hinauf, durch den Park, wo bei gutem Wetter die Leute um die Bänke herum standen, die Wege vollgestopft mit schreienden Kleinkindern, Müttern jeden Alters. Dass die meisten zu wenig hatten, war ganz offensichtlich, Sachen, die lange halten, Dinge, die man noch reparieren konnte. Bald entdeckte ich einen großen Buchladen, dessen Auslagen ausschließlich russische Titel führten. Das ganze Viertel drumherum war mit den typischen Arbeiterblocks bebaut und der rauen Straßensound, die Gesichter und Kleider erinnerten an die Sowjetunion. Die Leute im Haus würden später so tun, als wüsten sie nicht, von welchem Laden, welchem Stadtteil ich überhaupt redete. „Russisches Viertel? So was gibt's hier nicht!“ In den engen Gassen rund um die einstige Synagoge, mit den Holzhäuschen, die wie geduckt beieinander standen, wich ich wild gewordenen Hofhunden aus, die mich durch die Ritzen der verschlossenen Pforten ankurrten. Alle Gardinen waren angegangen von der Zeit, dem Rauch, der Sonne. Manchmal hockte da eine Katze mit wachen Augen. Bis auf ein paar Jugendliche, die sich verschämt ein Bier an der Bank hinterm Planetarium teilten, sah ich nie jemanden öffentlich essen oder trinken. Kein Geld, keine Imbissbuden, stattdessen verammelte Kneipen. Und dann gab es noch das gut besuchte Restaurant mit den Kellnerinnen in Bauertracht, Haarkränzen, angeklebten Wimpern. Dort hockten die immer selben Mittdreißiger, junge Unternehmer, die es geschafft hatten, oder Ausländer auf der Durchreise sind. So wie ich.

Nicht die Not ist das Schlimmste, sondern dass sie ertragen wird. Denn das Hinnehmen von Armut, während es Reichtum gibt, ist geistiges Versagen.

Erich Mühsam

Seit zwei Jahrzehnten herrschte hier ein und derselbe Mann. Ein Ex-Kommunist, hohes Tier der alten Nomenklatura, der seinen Marx gründlich genug gelesen hatte, um zur rechten Zeit die richtigen Schlüsse zu ziehen. Ihm gehörte die kleine Stadt am Meer mit ihrem eisfreien Hafen, ihm, dem Ölmilliardär. Er hatte schon wegen Korruption im Knast gesessen, besaß Konten in Liechtenstein und der Schweiz. Davon gab er der Stadt und ihren Bewohnern gerade so viel ab, dass sie ihn, den Erbauer öffentlicher Sporteinrichtungen, mehrheitlich verehrten und wieder wählten. In Feudalherrenmanier gab er den Sponsor, hatte von den arbeitslosen Werftarbeitern Parks anlegen lassen und bezahlte, je nach Bedarf, die frische Farbe für dieses oder jenes Gebäude. Er ging sonnenabends auf dem Frische-Markt einkaufen. „So wie wir“, sagten die Leute, „einer von uns.“ Und blickten dabei ängstlich. Es gab auch Supermärkte nach westlichem Vorbild mit vollen Regalen

und Coca Cola, aber die Sachen waren zu teuer. Nicht für den Bürgermeister, den reichsten Mann im ganzen Land, aber für fast alle anderen.

Das einstige Rathaus, das wir bewohnten, wurde aus EU-Geldern finanziert und bot Platz für sechs Stipendiaten. Jeder saß hinter seiner Tür, in einer fremden Stadt, umgeben von einer Sprache, die von gerade mal zweieinhalb Millionen Leuten gesprochen wurde. Eine der großen Dichterrinnen eben jener, merkwürdigen wie alten Sprache, lebte im Zimmer neben mir. Sie hatte Kafka ins Lettische übertragen, Mandelstam und Achmatowa. Sachte, wie verwundet, hörte ich sie nachts durch die Flure schleichen.

Eines Nachts stand sie vor meiner Tür, weinte und zitterte, konnte kein Wort herausbringen. Im Laufe der Nacht wurde mir klar, dass es die Stimmen in ihrem Kopf waren, die sie bedrohten. „Die wollen mich umbringen, mich und meinen Sohn.“ Sie bestand darauf, ihn anzurufen. Hatte sie seine Nummer? Ja, im Zimmer, aber da würde sie ums Verrecken nicht hineingehen können. Ich beschloss, den Nachtwächter um Hilfe zu bitten. Imants Blums sprach lange und geduldig mit ihr, führte sie ins Zimmer, überredete sie schließlich, ohne das Telefonat ins Bett zu gehen. Amanda verschwand von der Bildfläche, doch ich konnte sie nachts über den Flur schleichen hören und hoffte, die bösen Geister würden sie in Ruhe lassen.

Die ohnehin schon kurzen Tage verflogen wie die Wolken am Himmel. Immer, wenn der Wind es zuließ, lief ich zum Meer, so oft, das sich die Kläffer im Hafenviertel an mich gewöhnten und zusammengekauert in ihren Hütten liegen blieben. Eines Abends begrüßte mich aus dem Neben-gebäude des alten Rathauses, in dem zwei Waschmaschinen, ein Kaminzimmer und eine Sauna untergebracht war, herzhaftes, russisches Gezeiter, Gläserklirren, Stimmengewirr. Als ich mich der Gesellschaft näherte, verstummten sie, wie erschrocken von sich selbst. Irina, die Putzfrau, stürmte mir entgegen, versuchte, mich ins Haus zu ziehen, weg von der kleinen Gesellschaft, die sich als ihre versammelte Großfamilie entpuppte. Genau genommen hörte ich sie zum ersten Mal reden, während ein deutscher Schäferhund überfreundlich an mir auf und absprang. „Zuhause kein Wasser. Wo waschen? Meine Kinder brauchen Kleidung.“ Soviel verstand ich. Ihr Mann eilte zur Hilfe, zwei Köpfe kleiner, als sie, eine zähe Gestalt ohne Schneidezähne, die Oberarme voll gestochen in irgendwelchen Kasernen oder Knästen. Doch beim Versuch, den Schäferhund zu bändigen, fiel er halb nackt in den Schnee. Irina erstarrte. Aus einer Dachluke hatte Imants Blums das ganze Schauspiel beobachtet. Er lachte laut auf, schmiss die Luke zu und flog die Treppen herunter, zu uns auf den Hof. Rasch half er Sergej aus dem Schnee auf, breitete seine Arme aus und schob uns sacht ins Kaminzimmer, wo das Gelage weiterging. Ich lernte

die Großfamilie kennen, mischrausische, russischsprachige Letten, die zu acht in einer Wohnung ohne fließend Wasser hausten, Gezeichnete, das „Kainsmal der Armut“ (E. Mühsam) am Leibe. Das Wort führten die Männer. Sergej hatte in Afghanistan gekämpft, Imants war im lethargischen Kischinjow stationiert gewesen, Kolja, der Schwiegersohn, lauschte andächtig. Eng ineinander verschlungen sangen sie traurige Lieder, während Irina mit ihrer Ältesten die Wäsche zusammensetzte. Die drei Kleinen waren nach dem Saunabesuch in ihre Handtücher gehüllt am Kamin eingeschlafen. Als Irina aufbrach, sie ins Bett zu bringen, folgte ich ihr erleichtert nach draußen. Die beiden Männer zeigten mir zum Abschied den Hitlergruß. Irina trug ihre Kinder durch den Schnee.

Später, im Morgengrauen hörte ich die Polizei im Haus. Meine Zimmernachbarin hatte in einer neuerlichen Angst-attacke ausgerechnet die örtliche Wache um Hilfe gerufen. Am nächsten Tag erwachte ich von der schrillen Stimme der Chefin, die laut und fordernd auf die Poetin einredete. Sie war auffällig geworden. „Nicht zum ersten Mal!“, wie man mir ungefragt versicherte, nachdem ich verständnislos in den Flur geblickt hatte, wo bereits die Koffer zur Abreise standen. „Wir haben schon mit der Klinik telefoniert.“ Ich brauchte frische Luft, lief durch den Ort und traf – zum letzten Mal – Amanda. Imants hatte ihr zur Flucht verholten. „Und dein Gepäck?“ „Ich brauch es nicht.“ Lächelnd fuhr sie davon.

Das Verhängnis des Künstlers ist seine Vereinsamung, seine selbstgewählte Abschließung von den Dingen des Volkes. Hier ist der schmerzlichste Grund der Kulturarmut dieser Zeit, hier die Mitschuld der Künstler an dem Entsetzen, das wir durchleben.

Erich Mühsam

Schon am nächsten Morgen war Amandas Zimmer wieder bezogen. Der georgische Dichter entpuppte sich als Berlin-Kenner mit starkem Hang zum Pathos. Es dauerte nicht lange, bis er begann, die Küche zu besetzen, wo er das Rauchverbot aufhob, russisch und deutsch zu den neuen Verkehrssprachen erklärte und jeden seiner Sätze mit „Mein lieber guter Freund“ einzuleiten pflegte. Ich besuchte die Kollegen in ihren Zimmern, die sie, überfordert von der neuen Situation, kaum noch verließen. Agathe würde direkt zum nächsten Stipendium reisen. „Ich konnte mich hier nicht gut konzentrieren. In Italien wird das anders sein.“ Uldis trieb Heimweh um. „Ich hab meine Familie seit drei Monaten nicht gesehen.“ Kasper kämpfte immer noch mit Hegel. Er verbrachte ganze Tage in der örtlichen Bibliothek, wurde schweigsamer und schien sich vor dem Georgier zu fürchten. Der lud uns alle zum Essen ein, unser Nachtwächter würde kochen.

Imants Blums bereitete pfeifend einen Karpfen zu. Er trug dabei einen knallgrünen De-

ronanz und erwies sich als außerordentlicher Koch. Sogar Agathe überwand ihre Scheu und setzte sich für den Hauptgang zu uns an den Tisch. Uldis trug zur Feier des Tages eine Krawatte. Bei einer guten Flasche Rotwein erklärte uns der Georgier weltmännisch, dass er Besuch erwartete. Seine Verleger. Den Kontakt habe Peter Handke hergestellt. Während er sich in Rausch redete; der Name des berühmten Dichters fiel wieder und wieder; beobachtete ich das nervöse Minenspiel Kaspers. Er trank, gegen seine Gewohnheit, mit, auch die Schnäpse, die Uldis schneller ausschenkte, als ein turkmenischer Uhu fliegen kann. Zum Dessert hatte er seine Schweigsamkeit begraben, was wiederum den Georgier nervös zu machen schien. Er reagierte auf die englischen, ihm unverständlichen Worte des schwulen Hegelübersetzers, als steckte ihm eine tote Maus im Hals. Als Kasper unvermittelt auflachte, schrie ihn der Georgier - aus allen Zusammenhängen gerissen - nieder: „Was hast du gesagt? Willst du mich beleidigen?“ Knall auf Fall feuerte er eine volle Bierflasche auf den Slowenen ab, die dessen Kopf nur knapp verfehlte. Ich sah, wie er erneut zur Flasche griff und versuchte, ihn am Abwurf zu hindern. Es krachte in Knochen und Küche. Die Wucht des Schlags hatte mir augenblicklich die rechte Hand gebrochen. Immerhin, Kasper lebte noch, auch diese Flasche hatte ihn verfehlte. Der Professor musste sein ganzes Körpergewicht einsetzen, um den tobstüchtigen Dichter schließlich zu Boden zu zwingen. Imants Blums, ein Messer in jeder Hand, seufzte und schwieg. Kasper war verschwunden. Er floh noch in der gleichen Nacht.

Am nächsten Morgen parkten tatsächlich schwarze Limousinen vor dem Haus. Waren die Verleger gekommen, dem kommenden Stern am Buchmarkt zu huldigen? Würde der Oligarch folgen? Ich packte meine Sachen, einhändig, und benutzte den Hinterausgang. Am Busbahnhof traf ich auf Gundars, den frischgebackenen Vater, der sich empörte: „Rebecca ist schwanger. Von einem Schäferhund!“ Den Anblick meiner geschwollenen Hand quittierte er achselzuckend: „Dann angeln wir eben das nächste Mal!“ Als ich Ventspils hinter mir ließ, setzte strömender Regen ein. Frühling.

*Es regnet im Babylonischen Kiez.
Fremde Sprachen hinterm Regenvorhang.
Rote Rinnsale Häuserwände entlang.
Unterspülte Fundamente.
Aus Turmgemäuer errichtet unser Haus -
wie alles aus Trümmern hier.
Sieben Wörter versteh ich in deiner Sprache.
Regen so freigiebig und gefährlich wie Liebe.
Regenbäche werden das Haus mit sich fortreißen,
weiter noch von den Trümmern gemeinsamer Sprache.*

Amanda Aizpuriete

Zwiegespräche mit Gott

Heute: Das Gartencenter ‚Heinrich Heine‘ gibt es nicht

von Ahne

A: Na Gott.

G: Na.

A: Na, haste dein Abeitsplatz ooch schon schwahz-rot-jelb ausstaffiert, Gott?

G: Schwahz-rot-... jelb?

A: Ja. Aus Mangil an Gold würd jetz lieba Jelb jenomm, für die Natjonnalfahben. Is bill-ja, schont die natühhlichen Ressurzen. Ökologisch korrekta Patriotismus, Gott. In Prenzlaua Berg wern bereits Fähnchen aus Altpapier an-jeboten, mit Fingafahben bemalt, basierend uff Schwahzwurzil-, Rote-Bete- und Mirabel-len-Extrakt. Allit aus heimischen Anbau. Wir könn endlich wieda stolz uff uns sein, Gott, wurde aba ooch langsam ma Zeit.

G: Dit wurde ... Zeit?

A: Na, weeßt schon. „Wennick an Deutsch-land denke inne Nacht...“, Brecht, Gott, kennste Brecht?

G: Richad-Dawid? Der Filosof?

A: Nee. Der heißt Precht. Brecht hatte nich janz so lange Haare, dafür aba ‚ne Brille uff, jeden-falls wenna unta Leute jing. In Bette hatta se wahscheinlich abjenommen. Is ja unpraktisch, zumindist wemman uffin Bauch schläft.

G: Ja, denn sollte man liebas Kontaktlinsen rinnmachen.

A: Brauchste ja einklich ooch nich, Gott, wenn de schläfst. Musst ja nüscht sehn, in Schlaf.

G: Wenn de schläfst nich, da haste recht. Aba, stell dir ma vor, dit komm Einbrecha inne Nacht, passiert ja ab und zu, ick kann mir ja nich um allit kümman, und die Einbrecha räum dir die ganze Bude aus, allit wat dir wert

und teua, soja dit Hochzeitsfoto, woa noch früsch valiebt inne Kamera grinst, nehme mit. Und alse ins Schlafzimme schleichen, weil se in ihre Gier da noch mehr vamuten, stolpat der eene, der Tolpatschigere, üba deine Untahose und dabei rutscht ihn die Martin-Schulz-Maske von Jesicht, du awachst, weila laut „Scheiße“ brüllt und hast genau eine Zehntilsekunde lang Zeit seine Visage dir einzuprägen, be- vora sich hastich wieda remaskiert und Hals üba Kopp, mitsamt Beute, durchs jeschlosse- ne Fensta springt, jibts ja manchma, dit Ein- brecha nich sehn, ob Fensta nu offen oda zu sind, denn wärt doch echt ärgalich, wenn de dir nüscht hättist einprägen könn, weil de oh- ne Sehhilfe lediglich hell und dunkil unta- scheiden kannst.

A: Hmm. Wir ham ja, ne Maus bei uns in Blu- menkasten, Gott.

G: Aha.

A: Nur so, wejen nachts und stehlen. Die gräbt sich imma Löcha inne Erde und frisst denn die Wurziln von unsre Erdbeern ab.

G: Eure Erdbeern ham Wurziln?

A: Die Pflanzen, ja.

G: Ick frag mir ja manchma, wie lange dit einklich noch dauan würd, bissa endlich ma die Frage aörtat, ob Pflanzen würklich euch je- hörn könn?

A: Die hamma jekooft, Gott, in Pflanzencentra, bein Baumahkt.

G: Sicha. Sklawen habta ooch ma jekooft und heute diskutierte wie und ob man überhaupt Tiere halten sollte. Ob Fleisch, Milch, Fell und Eia Eigentum sein könn, von Menschen. Nur um Pflanzen, um Pflanzen machta euch scheinbah imma noch keene Rübe.

A: Er nu wieda. Solln wa etwa vahungan? Mit reinen Jewissen vahungan? Ja?

G: Von ‚n bisschen Bewusstsein vahungat man nich glei. Die Maus hat übrigens ooch Hunga.

A: Wir hamse ja nich jetötit, Gott.

G: Wie lieb von euch.

A: Wir hamse lediglich jefang jenomm, mithilfe eina Mausefalle und denn die Vordapfoten abjehackt, jetz kannse nich mehr buddiln.

G: Würd ihr ‚ne Lehre sein.

A: Tschüss Gott.

G: Tschüss du Taliban.

A: Ach, Gott?

G: Ja?

A: Falls de noch ‚ne Wimpilkette willst ...

G: Ick hasse Wimpilketten!



OPEN AIR 1

16:30
Anarchistische
Musikwirtschaft
(Eingreiforchester)

16:45
Debatte:
"Kultur und Politik -
unversöhnlich?"
(Kulturinitiative 89)

17:45
Anarchistische
Musikwirtschaft
(Eingreiforchester)

18:30
Klaster Royall
(Chanson)

19:00
Chris Hirte & Conrad
Piens: Erich Mühsams
Tagebücher (Lesung)

19:45
Klaster Royall
(Chanson)

20:30
Markus Liske & Manja
Präkels: "Das seid ihr
Hunde wert" (Lesung
aus dem neuen
Mühsam-Lesebuch)

21:30
Uta Pilling
(Neue Gassenhauer)

AUßERDEM:

Vokü, Grill
& Bücherstände

ERICH MÜHSAM FEST 2014 im Zukunft/Ostkreuz - Laskerstr. 5, Friedrichshain

Sa. 12.07. ab 16:00

SAALBÜHNE

17:45
Geigerzähler
(Geigen-Punk)

18:00
Debatte:
"Gedenkorte zwischen
Engagement und
politischer Einfluss-
nahme" (VVN/BdA)

19:15
Geigerzähler
(Geigen-Punk)

19:45
Debatte:
"Haltung in der
Gegenwartsliteratur"
(Verbrecher Verlag)

21:00
Zuckerklub
(Singer/Songwriter)

22:00
Der Singende Tresen
(Record Release der
CD "MÜHSAMBLUES")

23:30
The Incredible
Herrengedeck
(Chanson-Punk)

01:00
Outsourced Under-
ground (Rapcore)
Tapete & Lena Stoehr-
faktor vs. Guts Pie
Earshot

CAFÉBÜHNE

19:00
Uta Pilling
(Neue Gassenhauer)

19:30
Karsten Krampitz,
Klaus Lederer &
Konstanze Kriese:
"Handbuch zur Frei-
heit" (Lesung)

20:15
Aufwind
(Klezmer)

21:45
Vorstellung der
Zeitschrift Abwärts!
mit: Bora Hegyes,
Silka Teichert, Robert
Mießner, Bert Papen-
fuß, Kai Pohl, Jannis
Poptrandov, S.U,
Hugo Velarde & Diet-
mar Wolf

23:00
Tanzfläche
mit DJ Enno

OPEN AIR 2

17:00
Zhenja Oks
(Liedpoesie)

17:45
Debatte:
"Ein bisschen Frieden
- Montagsdemos in
rot-braun?"
(Jungle World)

18:45
Herr Horst liest Erich
Mühsam

19:15
Manfred Mauren-
brecher
(Liedermacher)

20:00
Lesebühne mit:
Ahne, Robert Nau-
mann, Markus Liske,
Karsten Krampitz

21:00
Jens Paul Wollenberg
& Pojechaly
(Anarchochansons)

Die Orga-Gruppe dankt allen beteiligten
Künstlern und bittet um Verständnis für
den Fall, dass sich hier und da auch mal
Anfangszeiten verschieben!
DANKE!

KINO 1

17:00
Frieder Böhne zum
Gedenkort
KZ Sonnenburg
(Vortrag)

17:45
Imke Müller-Hellmann
"Verschwunden in
Deutschland - Lebens-
geschichten von KZ-
Opfern" (Lesung)

18:45
Jürgen Mümken:
"Antisemit, das geht
nicht unter Menschen"
(Lesung)

19:30
"Sich fügen heißt
lügen" - musikalische
Lesung mit: Isabel
Neuenfeldt, Peter Bäß
& Susanne Misere

20:30
"Den Tagen, die da
kommen, gewachsen
zu sein" - Uschi Otten
über Zenzi Mühsam
(Vortrag / Lesung)

GELÄNDEPLAN ZUKUNFT



WO IST WAS BEIM MÜHSAM FEST

KINO 2

20:00
Dokumentarfilm
"Die Münchner Räte-
republik und ihre
Dichter" - vorgestellt
von Helmut Ruge

22:00
Dokumentarfilm
"Landstreicher,
Kunden, Vagabunden"
vorgestellt von Klaus
Trappmann

TIEFGRUND

22:00
Hinking Sinking Ladies
(Chanson-Punk)

23:15
Transit FM
(Funk-Rock-Hop)

00:30
Tanzfläche mit DJ
Henryk Gericke

Impressum:

Herausgeber und V.i.S.d.P.: Markus Seng
c/o Gedankenmanufaktur WORT & TON
Winsstr. 14, 10405 Berlin

Redaktion: die Autoren

Gestaltung: Stefan Gerbing

Druck: Union Druckerei Berlin GmbH
Storkower Straße 127, 10407 Berlin

Bildnachweise:

S. 2 (Yolo-Jesus) AK Rockefeller (CC BY-SA 2.0); S. 2 (PoLo) Marco Galasso (CC BY-ND 2.0); S. 3 (Begehren) Irma Markulin; S. 4 (Non-nen) Moritz Zimmermann (CC BY-SA 2.5)

Freund*innen:

mondkalb
Zeitschrift für das Organisierte Gebrechen
www.mondkalb-zeitung.de

Ema.Li
Emanzipatorische Linke
http://emaliberlin.wordpress.com/